

3. überarbeitete Auflage, 2000
Copyright ©1992 by Walter Grunwald
Nachdruck oder Vervielfältigung, auch auszugsweise,
nur mit Genehmigung der Nachfahren

Walter Grunwald

ERLEBTES

Jugend - Verfolgung - Befreiung

Eine Autobiographie

Inhalt

In memoriam	3
Prolog	4
Die Familie	4
Die Jahre 1926 - 1932	9
Das Jahr 1933	13
Die Jahre 1934 - 1936	15
Die Jahre 1937 - 1939	21
Die Jahre 1940 - 1943	30
Sonnabend, 27. Februar 1943	44
Montag, 1. März 1943	45
Dienstag, 2. März 1943	46
Mittwoch, 3. März 1943	48
Donnerstag, 4. März 1943	49
Dienstag / Mittwoch, 16. / 17. März 1943	52
Theresienstadt, März 1943 - Kriegsende 1945	54
Außenarbeit Schloss Heydrich	58
Wieder in Theresienstadt	65
Außenkommando Barackenbau Wulkow, genannt Zossen	67
Zum dritten Mal Ankunft in Theresienstadt	82
Schnarchenreuth, das letzte Außenkommando	83
Theresienstadt, ein Albtraum in Auflösung	86
Heimkehr	89
Wieder in Berlin	91
Epilog	97
Das Jahr 1995	100
Wichtige Daten während der Verfolgungszeit	102
Anhang: Familienbilder	105

Die Zeichnungen aus Wulkow wurden von meinem Lagerkameraden **Herbert Kolb**, Paramus (USA) gezeichnet und mir mit bestem Dank zur Verfügung gestellt.

In memoriam



Steffi, geb. 14. März 1921, deportiert nach Auschwitz am 4. März 1943, verschollen



Steffi in unserer Wohnung, Januar 1943

Prolog

In der nachstehenden Biographie will ich versuchen, mein sehr bewegtes Leben als junger Mensch in meinem Geburtsland zu schildern, um meine Erinnerungen an wichtige Ereignisse aus verschiedenen Zeitabschnitten späteren Generationen zu vermitteln.

Mein Schicksal ist kein Einzelfall, Tausende und Abertausende haben während der Verfolgung das Gleiche erlebt, aber nur sehr wenige haben überlebt.

In mehr als 50 Jahren ist über das Erlebte schon viel Gras gewachsen. Einzelheiten sind heute nur noch in sehr dünner Erinnerung. Es ist daher möglich, dass gewisse Vorfälle zeitmäßig nicht ganz mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Es ist aber mein Bestreben, diesen Abschnitt meines Lebens so wahrheitsgetreu wie nur möglich zu beschreiben. Ich habe daher auf „Überdramatisierungen“ und „Nachkonstruktionen“ verzichtet. Weitere Erkenntnisse haben auch dazu geführt, diese Biographie in vielen Abschnitten zu späterer Zeit zu komplettieren. Alle vorkommenden Namen von Personen, Orten, Städten und Plätzen sind authentisch.

Die Zeit der Verfolgung war sehr schwer, die Möglichkeit des Überlebens im Konzentrationslager so gut wie aussichtslos, aber es gab trotzdem Lichtpunkte, an die ich mich erinnere. Sie waren oft ein sehr großer Trost, wenn es besonders hart zuing.

Zusammenfassend möchte ich sagen, dass die vorliegende Biographie einen Teil positive, aber sehr viele negative Seiten aufzuweisen hat. Die Verluste waren zu groß.

Ein Vergessen wird es niemals geben.

Die Familie

Meine Vorfahren von Vaters sowie Mutters Seite stammen aus Oberschlesien, Orte, die heute zu Polen gehören. Ich selbst erblickte das Licht der Welt am 4. September 1919 in Berlin-Pankow.

Meine Großeltern **Grunwald**, Großvater Isidor und Großmutter Nanny, geb. Braun, sie starb bereits 1903, hatten vier Kinder, die Jungen Max und Georg (mein Vater, geb. am 20. Januar 1881) sowie die Mädchen Else und Anna.

Die Familie übersiedelte 1888 nach Berlin, da mein Großvater die Leitung eines jüdischen Erziehungshauses übernehmen sollte, das spätere 2. Waisenhaus der Jüdischen Gemeinde in Berlin-Pankow. Durch den frühzeitigen Tod seiner ersten Frau Nanny, sie wurde nur 43 Jahre alt, musste mein Großvater ein zweites Mal heiraten, um die Leitung und Wirtschaftsaufgaben im Hause fortsetzen zu können. Er wählte Rosa, geb. Israel, zu seiner zweiten Frau. Für mich war meine Großmutter Rosa bis zu ihrem Tode die „Große Oma“. Kurz vor ihrer Deportation nach Theresienstadt schied sie am 22. Oktober 1942 mit ihrer Schwester Clara freiwillig aus dem Leben.

Meine Großeltern **Kosak**, Großvater Theodor, der schon um die Jahrhundertwende verstarb, und Großmutter Emma, geb. Nippert, kommen aus zwei katholisch / evangelischen Handwerkerfamilien. Sie hatten fünf Kinder, die Mädchen Gertrud, Paula (meine Mutter, geb. am 23. Oktober 1891) und Margarethe sowie die Jungen Alfred und Hans. Um beide Großmütter auseinander zu halten, blieb Großmutter Emma für mich die „Kleine Oma“.

Meine Eltern lernten sich bereits vor dem Ersten Weltkrieg kennen. Mein Vater arbeitete als Apotheker in der Minerva-Apotheke im Norden Berlins, meine Mutter war in dieser Apotheke Kundin. Der Krieg kam und mein Vater zog als Oberapotheker im Majorsrang „ins Feld“, wie es damals so hieß. Soweit ich mich an Erzählungen meiner Eltern erinnere, waren sie bereits kurz nach Beginn des Krieges verlobt. Am 14. August 1918 heirateten sie, doch es gab Schwierigkeiten. Mein Vater gehörte formell der jüdischen Religion an, meine Mutter war evangelisch, sehr zum Missvergnügen meines Großvaters, der lieber eine jüdische Schwiegertochter im Hause gesehen hätte. Er musste sich schließlich damit abfinden, da Vater in keiner Weise nachgab. Soviel ich später erfahren habe, gab es sehr viele Kontroversen, da mein Großvater von seinem Sohn verlangte, mehr Rücksicht auf ihn als Beamten der Jüdischen Gemeinde zu nehmen. Mein Vater hatte in dieser Beziehung eine andere Auffassung. Er hatte zu dem jüdischem Glauben kaum direkte Bindungen, was sich in seiner späteren Einstellung zur Religion auch erwies. Es wurde mir niemals richtig erklärt, warum er diesen Standpunkt vertreten hat.



Die Eltern: Paula Kosak (Grunwald) und Georg Grunwald

Über die Vorfahren meines Großvaters habe ich nichts in Erfahrung bringen können. Wie mein Großvater noch ein kleines Kind war, verlor er seinen Vater. Seine Mutter heiratete ein zweites Mal einen Mann namens Pulvermacher. Dadurch bekam mein Großvater, der noch eine Schwester namens Rey hatte, drei Halbbrüder, Leo, Siegmund und David.

Auch wenn Großvater eine harte Schale hatte, so spricht der Brief, den er mir am 30. August 1922 zu meinem 3. Geburtstag sandte, für ihn und seinen guten Kern. Hier ein Auszug dieses Briefes:

„Mein lieber Enkelsohn Walter!

*Am 4. September d.J. vollendest Du Dein drittes Lebensjahr. Das ist noch kein hohes Alter, aber ich erinnere mich an Begebenheiten meines Lebens, die in die Zeit fielen, in welcher ich auch nur drei Jahre alt war und so wirst Du Dich auch einmal an Deinen Großvater erinnern und an seinen Gesichtsausdruck, wie er vor innerer Glückseligkeit strahlte, wenn er Dich sah und Dich so klug und vielverheißend plaudern hörte. Vielleicht schenkt mir Gott die Gnade und lässt mich noch einige Zeit leben, dass ich Dich heranwachsen und zu einem guten Menschen gedeihen sehe, auf dass der Name **Grunwald** unserer Familie und Art einst rühmend genannt wird. Erfülle diese Hoffnung, mein geliebter Enkelsohn!“*

Großvater lebte danach nur noch ca. 2 ½ Jahre. Er verstarb am 17. Februar 1925 an einer schweren Krankheit. Ich war damals 5 1/2 Jahre alt.

Das „Erziehungshaus“ bestand z.Zt. der Übernahme durch meinen Großvater aus zwei getrennten Häusern, die 1912 - 1913 nach einem Brand später durch einen größeren Neubau ersetzt wurden. 1941 wurde das Waisenhaus durch die Gestapo (Geheime Staatspolizei) aufgelöst und beschlagnahmt. Später war die „Zentrale Sichtvermerkstelle“ des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA) dort untergebracht. Die heute noch bestehende Vergitterung sämtlicher Fenster wurde im Zuge der Beschlagnahme von der SS angeordnet. Das Haus ist von Kriegsschäden verschont geblieben und war direkt nach Kriegsende vorläufiger Sitz des Bezirksamtes Pankow. Unter dem früheren DDR-Regime beheimatete dieses Haus die Polnische und später die Kubanische Botschaft. Ab Ende 1990 steht das ehemalige Waisenhaus völlig leer und ist leider dem totalen Verfall ausgeliefert.



Das 2. Waisenhaus der jüdischen Gemeinde in Berlin-Pankow

Soweit ich in späteren Jahren erfahren habe, wurde das Haus dem israelischen Staat zugeschrieben. Die Nutzungsfrage ist bisher noch nicht geklärt worden.

Die ersten Zöglinge waren russische Jungen jüdischen Glaubens, die als Flüchtlinge vor Pogromen in Russland nach Berlin kamen. Mein Großvater legte den Zöglingen eine sehr harte aber notwendige Disziplin auf, da gelegentlich Übergriffe von den Jungen auf ihn vorkamen. Mein Vater erzählte mir, dass Großvater nachts, mit einem kräftigen Schlüsselbund bewaffnet, durch die Schlafsäle ging, um nach dem Rechten zu sehen. Alle Jungen trugen Uniform. Sonntagvormittags exerzierte Großvater auf dem Hof mit Trommlern und Flötisten „Linksum-Rechtsum-Marsch-Marsch“ usw. Er konnte seine eigene Militärzeit als Offizier nicht vergessen. Diese Art von Erziehung hörte jedoch nach wenigen Jahren auf. Großvaters Bestreben ging dahin, dass alle ihm anvertrauten Jungen eine Grundschulausbildung erhielten, später ein Handwerk erlernten und solange im Haus oder Lehrlingsheim in Pankow blieben, bis sie auf eigenen Füßen stehen konnten. Am Anfang der Jahrhundertwende waren die Zöglinge mehr und mehr deutsche Vollwaisen, später aber auch Halbweisen.

Eine ganz besondere Erinnerung bleibt mir: Jeden Abend mussten alle Jungen auf dem langen Korridor vor der Privatwohnung der Großeltern antreten, in Viererreihe wohl ausgerichtet vom Größten bis zum Kleinsten. Großvater sagte jedem einzelnen Jungen „Gute Nacht“ und gab ihm die Hand. Bei dieser Zeremonie war ich als kleiner Junge mehrmals dabei, eventuell als Kleinsten in der Reihe oder die Aufstellung an Großvaters Hand abschreitend. Es war das höchste Glück, was mir zu dieser Zeit zuteil werden konnte. Bezeichnend für Großvater war, dass er in Pankow ein sehr angesehener Mann war. Jeden Donnerstag trafen sich der evangelische und katholische Pfarrer sowie der Bürgermeister von Pankow mit ihm zum Dämmerchoppen im Café Preusse in der Breiten Straße. Das soll er, nach Aussage meines Vaters, jahrelang durchgeführt haben.

Eine Begebenheit ist noch zu erwähnen, die mir meine Mutter oft erzählte und die für die verschiedenen Auffassungen typisch war. Zu Weihnachten machten meine Eltern für mich immer einen kleinen Weihnachtsbaum. Meldete sich Großvater zum Besuch an, verschwand das Bäumchen schnell in der Speisekammer. Mit anderen Worten, Großvater hielt nach außen sehr auf die Rituale wie koscheres Essen, getrenntes Geschirr und Bestecke für Zöglinge und Lehrer. In seiner Privatwohnung sah das ganz anders aus. Es kam sogar Schinken auf den Tisch, was normalerweise in einem streng geführten Haushalt völlig ausgeschlossen ist. In seiner eigenen Umgebung war das für ihn nicht so wichtig. Für diese Zweideutigkeiten hatten meine Eltern kein Verständnis. Sie wählten ihre eigene Linie. Meine spätere Erziehung in Religionsfragen war dementsprechend, sie hatten keine besondere Bedeutung für mich.

Nach dem Tode von Großvater übernahm mein Onkel, Max Blumenfeld, verheiratet mit Vaters Schwester Anna, die Leitung des Hauses. Der Kontakt zum ehemaligen Elternhaus meines Vaters war danach nicht mehr so stark. Die Familien besuchten sich natürlich, aber jeder hatte dann auch das Seine.

Max und Anna hatten zwei Kinder, die Tochter Edith und den Sohn Fritz. Beide waren älter als ich. Edith verheiratete sich mit einem italienischen Arzt, Dr. Bermann, in Meran. Kurz vor dem Krieg ging Ediths Mann nach Amerika, um dort sein Arztexamen zu erneuern. Edith blieb mit zwei Kindern in Meran und wurde vom Krieg überrascht. Während des Krieges kämpfte sie bei den Partisanen mit der Waffe in der Hand. Nach Kriegsschluss konnte sich Ediths Familie wieder in Amerika vereinigen. Fritz ging schon sehr zeitig nach dem damaligen Palästina in einen Kibbuz. Max Blumenfeld verstarb im Jahr 1935. Seine Frau Anna zog danach zu ihrer Tochter nach Italien und wurde vor Kriegsbeginn von ihrem Sohn nach Palästina geholt, wo sie Anfang der fünfziger Jahre verstarb.

Die Leitung des Waisenhauses übernahm nun ein ehemaliger Zögling des Hauses, Kurt Crohn, der ursprünglich Schneider gelernt hatte. Großvater förderte ihn, so dass er sich zum Lehrer ausbilden konnte. Unter Max Blumenfeld war er bereits Lehrer im Hause. So wurde er der Nachfolger und letzter Direktor des Waisenhauses.

Vaters zweite Schwester Else war mit Albert Silberberg verheiratet. Beide hatten bis 1929 die Leitung einer Gartenbauschule in Ahlem bei Hannover. Auch sie hatten eine Tochter, Hilde. Sie lebte mit ihrem Mann in Königsberg / Ostpreußen, emigrierte aber rechtzeitig nach Amerika. Mit meinem Cousin Fritz und meinen Cousinen Edith und Hilde hatte ich später keine nennenswerten Kontakte.

Von den Geschwistern meiner Mutter waren nur Alfred und später Hans verheiratet. Da ich der einzige Enkel meiner „Kleinen Oma“ war, wurde ich natürlich mächtig verwöhnt, was von meiner Seite sehr dankbar angenommen wurde.

Die Jahre 1926 – 1932

Zu Ostern 1926 begann für mich der Ernst des Lebens, ich kam in die 6. Volksschule in der Schulstraße 29 in Pankow. Die Schule war katholisch, Jungen und Mädchen in einer Klasse. Während der Volksschulzeit hatten meine Eltern durch meine ausgedehnten Krankheitsfälle sehr große Sorgen mit mir. Es begann mit einer eitrigen Mandelentzündung, die eine Reihe von Folgekrankheiten auslöste, von denen ein Gelenkrheumatismus am schlimmsten war. Eine ständige Bettruhe von ca. einem halben Jahr brachte meinen Schulgang sehr durcheinander. Mein Onkel Max Blumenfeld schickte oft Jungens aus dem Waisenhaus, um mit mir zu spielen oder auf andere Weise mir Gesellschaft zu leisten. Aber auch spätere Krankheiten führten dazu, dass die obligatorische Zeit von vier Jahren Volksschule sehr zusammenschrumpfte. Mein Volksschullehrer Steinmetz wurde teilweise zum Nachhilfeunterricht im Hause herangezogen.



Es war wohl Winter 1929/30, meine Eltern besuchten den Presseball in Berlin. Auf einem gewissen „Örtchen“ traf mein Vater einen ehemaligen Studienkameraden, Georg Freund, er war Chefredakteur der Deutschen Allgemeinen Zeitung. Von nun an trafen sich die Familien jeden Monat einmal. Der Sohn des Hauses, Hellmut, war nur acht Tage jünger als ich. Er hatte schon in jungen Jahren den Drang zum Schreiben. Wenn die Familien in unserer Wohnung zu Besuch waren, konnten sich unsere armen Eltern einer „Kinovorstellung“ nicht erwehren. Immer wieder wurden mit einem einfachen Projektionsapparat Stillbilder gezeigt, Hellmut kommentierte jedes Mal die gleichen Bilder, aber dann mit verschiedenen Texten. Da ich mich schon früher mit technischen Sachen beschäftigte, wurden auch „Rundfunksendungen“ mit Hellmuts Reportagen „übertragen“. Wenn wir bei Friends in Tempelhof zu Besuch waren, standen hin und wieder auch „Theatervorstellungen“ auf dem Programm. Wir Jungens hatten auf unsere Weise immer zu tun. 1938 wanderte die Familie nach Uruguay aus, kehrte aber nach Kriegsende wieder nach Deutschland zurück. Mein alter Freund Hellmut (Freund) lebt heute in Frankfurt / Main als Lektor des S. Fischer Verlages.

Aufenthalte in Sanatorien brachten mich wieder soweit, dass ich zu Ostern 1930 gestärkt auf ein humanistisches Gymnasium, die Heinrich-Schliemann-Schule, übergehen konnte.

Zu meinen Mitschülern gehörte Günther Hartmann, auch ein Pankower. Wir fuhren jeden Tag mit der Straßenbahn bis zur Schönhauser Allee, Ecke Gleimstraße. Oftmals rannten wir den ganzen Weg von der Schule nach Hause, da wir das Fahrgeld bereits in einer Eiskonditorei umgesetzt hatten.

Es stellte sich heraus, dass der Vater von Günther ein etwas jüngerer Schulkamerad meines Vaters war. Die beiden gingen nicht in die gleiche Klasse, aber in das gemeinsame Sophien-Gymnasium. Nicht genug damit, in der Heinrich-Schliemann-Schule hatte ich im Unterricht zwei Studienräte, Kluge und Sicker, beide frühere Klassenkameraden meines Vaters. Irgendwelche Vorteile entstanden mir durch diese Konstellation nicht. Ich hatte den absoluten Eindruck des Gegenteils.

Wir fingen in der Sexta mit Latein an, Altgriechisch in der Quarta und Französisch ab Untertertia. Für alte Sprachen war mein Interesse nicht so groß, Naturwissenschaften und Mathematik lagen mir besser. Weil mein Vater Humanist war, musste der Sohn es auch werden. Daran war damals nichts zu ändern. Ich habe mein Pensum als durchschnittlicher Schüler absolviert, weder besser noch schlechter, meine Zensuren waren den erbrachten Leistungen angepasst.

Ist man im Alter von 10 - 12 Jahren, werden natürlich auch gewisse Unarten, ich nenne es einmal so, angestellt. Mein Vater war für mich ein strenger, aber immer gerechter Mensch, der die Liebe zu seinem Sohn damals für mich nicht immer auf begreifliche Weise zeigte, was die nachstehende Geschichte erläutern soll. Ich denke an den Eimer mit ölgetränkten Sägespänen, die zum Ausfegen des Schulflures notwendig waren. Günther und ich kamen auf die einzigartige Idee, den Inhalt des

Eimers in die Toilette zu kippen, was auch geschah. Dass ein Lehrer dazu kam, war natürlich nicht so gut. Es resultierte dahin, dass jeder von uns eine Stunde nachsitzen sollte. Bevor die Strafe anzutreten war, ging erst ein „Blauer Brief“ (blaues Kuvert mit Strafporto) an die Eltern nach Hause. Auf die Frage meines Vaters, ob irgendetwas in der Schule von Bedeutung vorgefallen war, verneinte ich es erst einmal. Wie er mir dann den Brief zeigte, musste ich ja meine Tat zugeben. Da Günthers Vater den gleichen Brief erhielt, waren beide Väter der Ansicht, dass unser Tun mit einer Stunde Nachsitzen nicht genug gestraft war. Der Väterrat beschloss, der Schule mitzuteilen, dass drei Stunden Nachsitzen als angemessen zu betrachten seien. Wir mussten uns an einem Nachmittag mit einer Caesarübersetzung (Latein) drei Stunden lang abplagen. Die Rechnung des Rohrlegers, der die Toilette reparieren musste, hatten unsere Eltern zu begleichen, was für uns Abzug vom Taschengeld bedeutete.

Wir hatten einen Studienrat namens Naujoks, er unterrichtete in Biologie und Französisch. Die damalige Zeit erlaubte es, dass Lehrer auch manchmal „handgreiflich“ wurden. Naujoks hatte eine ganz besondere Art. Welche Gründe auch immer vorlagen, eine Strafe zu bekommen, spielt hier eine untergeordnete Rolle. Er zog uns an den Schläfenhaaren mit den Worten: „**Sieh mich fröhlich an**“ und dann bekam man eine „gewischt“. Es lag keine Kraft hinter der Ohrfeige, es sollte mehr symbolisch wirken. Ein anderer Lehrer bediente sich eines Rohrstockes. Man musste die Handfläche hinhalten und bekam dann einen kurzen Schlag. Es war nicht immer angenehm, denn es tat wirklich weh. Dieser Rohrstock wurde im verschlossenen Klassenschrank aufbewahrt. Da wir Schüler aus unterschiedlichen sozialen Schichten kamen, hatten wir auch den Sohn eines Schlossers unter uns. Für ihn gab es keine Schwierigkeiten, mit einem Nachschlüssel den Schrank zu öffnen. Der Rohrstock wurde mit einer rohen Zwiebel „präpariert“, auf die Heizung zum Trocknen gelegt und wieder in den Schrank zurück gestellt. Wir warteten auf den nächsten „Ausbruch“, er ließ nicht lange auf sich warten. Beim ersten Schlag zersprang der Rohrstock in winzige kleine Stücke. Da sich keiner in der Klasse für schuldig erklärte, wurde eine Klassenstrafe von einer Stunde Nachsitzen mit entsprechendem „Blauen Brief“ verhängt. Mein Vater hatte nach diesem „Blauen Brief“ nur ein verschmitztes Lächeln.

Während meiner Zeit im Gymnasium hatte sich mein Vater etwas ganz besonderes ausgedacht. Ich muss hier etwas zurückgreifen, damit das Folgende besser zu verstehen ist. Da mein Vater für seinen Beruf als approbierter Apotheker zu seiner Zeit kein Abitur brauchte, fand er es nach seinem Staatsexamen für notwendig, das Abitur nachzuholen. Er empfand, dass es noch Lücken in seinem Wissen gab. Er war damals bereits 27 Jahre alt. Dadurch haftete noch viel Latein und Altgriechisch in seinem Kopf. Also lud er sich Günther und noch zwei andere Schulkameraden von mir für Sonntagvormittag ein. Zu Viert, mit meinem Vater als Lehrer, wurde nun mindestens zwei Stunden Latein und Griechisch gepaukt, sehr zu unserem Verdruss, denn wir hätten den Sonntagvormittag gerne mit anderen Dingen verbracht. Recht soll aber Recht bleiben, wir haben sehr viel von diesen Übungen profitiert.

Das Verhältnis zu meinen Eltern war, wie ich es empfand, sehr gut und herzlich. Wie schon erwähnt, legte Vater mir gegenüber eine gewisse Strenge an den Tag. Es ist verständlich wenn man bedenkt, in welchem Milieu er in seinem Elternhaus aufwuchs. Ich habe viele Jahre später eingesehen, dass er das Beste für mich wollte. In jungen Jahren hat man dafür wenig Verständnis. Es hat sich aber erwiesen, dass er in allem Recht behalten hat. Ich kann mich nicht entsinnen, jemals von meinem Vater eine Ohrfeige oder andere Schläge bekommen zu haben. Meine Mutter hatte dagegen eine etwas „losere Hand“, aber nichts für ungut, auch sie wollte nur das Beste. Beide Eltern hatten für ihren Sohn das gleiche Ziel, jeder auf seine Art. Ich danke ihnen heute dafür, denn ohne sie und ihre Erziehung hätte ich im späteren Leben viele Situationen nicht meistern können.

Zurück zu meiner frühen Jugend. Wir wohnten ab 1930 gegenüber dem Pankower Schlosspark in einer sehr schönen 4 ½-Zimmerwohnung eines großen, modernen und neu erbauten Eckhauses, wo es noch andere Jungens in meinem Alter gab. Ich denke speziell an einen Jungen, dessen Name mir entfallen ist, nennen wir ihn Kurt. Es war Herbst und die Kastanien im Schlosspark waren fast reif. Wir sammelten Kastanien, man konnte damit soviel basteln. Plötzlich hatten wir den Einfall, die eisernen Krammen, mit denen der Absperrungsdraht für den Rasen befestigt war, aus den Holzpfählen zu ziehen. Mit diesen Krammen konnten wir mit einem Katapult die Kastanien herunterschließen. Alles ging gut bis der Parkwächter mit einem alten Schäferhund auftauchte. Auf irgendeine Weise bekam er die Adresse von Kurt heraus. Wieder trat ein anderer Väterrat zusammen, wo beschlossen wurde, dass Kurt und ich von unserem Taschengeld neue Krammen kaufen mussten. Am nächsten Sonntagvormittag, mein Vater hatte die „Paukere“ abgesagt, mussten wir unter der Aufsicht beider Väter und in Anwesenheit der sonntäglichen Spaziergänger die neuen Krammen wieder einschlagen. Ein zweites Mal kamen wir nicht wieder auf solche Ideen.

Der Schlosspark hatte auch im Winter seine Reize. Wenn Schnee lag, zogen wir mit unseren Rodelschlitten zum „Katzenbuckel“, einer kleinen Erhöhung im Park. Dort lieferten wir uns Rodelabfahrten und wer am weitesten kam, hatte gewonnen. War man nicht vorsichtig, landete man in der Panke, einem kleinen Zufluss zur Spree. Am Ende des Parks befand sich das Gartenlokal Schüssler, im Sommer ein Ausflugsziel, im Winter auf dem großen Spielplatz eine Eisbahn zum Schlittschuhlaufen. Dort verbrachten wir die meiste Zeit, vorausgesetzt, dass die Schularbeiten zufriedenstellend ausgeführt waren. In dieser Beziehung war meine Mutter unerbittlich.

Der größte Traum eines Jungen ist ein Fahrrad. Da ich noch nicht fahren gelernt hatte, konnte ich kaum mit einer Bitte vor meine Eltern treten. Also musste ich erst einmal lernen, auf zwei Rädern zu fahren, ohne umzufallen. Guter Rat war teuer. Im rechten Augenblick tauchte ein Junge mit einem Junioren-Rad auf. Für mich war das Rad etwas zu klein, aber es reichte, mir auf diese Weise das Fahren beizubringen, allerdings außerhalb des Sichtfeldes unserer Wohnung. Es dauerte aber nicht lange, bis mich meine Mutter entdeckte. Dass ich das Fahren nunmehr beherrschte, war für meine Eltern kein Geheimnis mehr. Jetzt ging es daran, meinen Vater von der Notwendigkeit zu überzeugen, dass der Herr Sohn ohne ein eigenes Fahrrad nicht mehr auskommen konnte. Zu dieser Überzeugung kam mein Vater allerdings nicht und so musste ich noch einige Zeit warten, bis meine Eltern den Weg mit mir zu Fahrrad-Machnow in der Weinmeisterstraße machten. Ich durfte mir ein Fahrrad aussuchen. Nachdem auch Vater das Rad zur Probe gefahren hat, konnte

ich es als mein Eigen betrachten. Nun war die Frage: Wie kommt das Rad nach Hause? Für mich gab es keine Bedenken, ich konnte ja selbst damit nach Hause fahren. Nach langer Diskussion wurde mir auferlegt, mich neben der Straßenbahn zu halten, in der meine Eltern fuhren, damit Vater die Aufsicht ausüben konnte. Zum Schluss wurde es mir zu bunt, ich fuhr in meinem Tempo und war lange vor meinen Eltern zu Hause. Dieses Rad hat mir sehr viel Freude bereitet. Ich bin aber aus unerklärlichen Gründen niemals damit zur Schule gefahren.

1927 schafften sich meine Eltern ein Auto an, einen 6-Zylinder offenen Chrysler. Für die damaligen Verhältnisse konnte man diesen Wagen als das „Letztvollendete“ bezeichnen. Zuerst musste der Führerschein gemacht werden, was von beiden meiner Eltern ohne besondere Schwierigkeiten bewältigt wurde. Mit diesem Auto machten wir viele wundervolle Reisen. Österreich und die Schweiz waren u.a. oftmals unsere Ziele. Ich kann mich noch entsinnen, wie Vater und auch Mutter auf der Berliner AVUS, einer Rennstrecke zu bestimmten Zeiten, das Auto bis auf 95 km/h pressten, schneller ging es nicht. Man fuhr zu dieser Zeit zwischen 50 - 60 manchmal auch 70 km/h, das reichte bei den damaligen Straßenverhältnissen vollkommen aus.

Schon als Junge hatte ich immer großes Interesse für technische Dinge. Ich richtete mir im Keller eine kleine Werkstatt ein. Kurt und ich bauten Modellsegelflugzeuge. Bei der Zeitung „Grüne Post“ erwarben wir für 50 Pfennige eine Zeichnung mit Baubeschreibungen und Anleitungen. Zigarrenkistenholz wurde vom Zigarrenhändler erbettelt, Leisten und anderes Material kauften wir in anderen Läden. Es wurde gesägt und geleimt was das Zeug hielt, aber immer erst nach den Schularbeiten, meine Mutter war hart in dieser Beziehung. Diese Modelle waren voll flugfähig. Wenn wir 2 - 3 Modelle fertig hatten, ging es in die Schönholzer Heide, da ließen wir die Segelflugzeuge fliegen. Oft gab es Bruch, aber das störte uns nicht, es wurden wieder neue Modelle gebaut. Ich glaube mich zu erinnern, dass wir sicherlich 15 - 20 Flugzeuge gebaut haben. An diese Zeit denke ich sehr oft zurück, wie sorglos war sie doch. Ich bin froh, dass ich sie erleben konnte.

Das Jahr 1933

Es kam der 30. Januar 1933, Hitlers „Machtergreifung“. Von diesem Tage an sollte sich in meinem folgenden Leben vieles verändern. Zu diesem Zeitpunkt und auch noch davor wurden Gespräche über Religion in unserer Familie kaum geführt. Der „Hitlerspuk“ konnte nach Auffassung meines Vaters nicht sehr lange anhalten. Er war Offizier und Frontkämpfer im Ersten Weltkrieg, bekam sein Eisernes Kreuz und war Deutscher, das genügte ihm. Es wird sich zeigen, dass seine Auffassung leider nicht hielt, aber darüber in späteren Abschnitten. Ich selbst hatte durch den Umschwung keine Schwierigkeiten, für mich ging alles so weiter wie bisher. Es wunderte mich nur, dass einige der Lehrer und der Schuldirektor Hildebrand ausgetauscht wurden und unser Klassenlehrer Weinhold zum Unterricht in SA-Uniform erschien. In den ersten Monaten nach der Machtergreifung geschah in der Schule nichts besonderes bis eines Tages aus der Heinrich-Schliemann-Schule das „**Horst Wessel-Gymnasium**“ wurde. Warum diese Umbenennung mit großem Fahnenaufmarsch, Enthüllung einer Gedenktafel und weiteren sogenannten „Festlichkeiten“?? Taugte der Archäologe Heinrich Schliemann nicht mehr, einem humanistischen Gymnasium seinen Namen zu geben? Bald erhielt ich darauf die Antwort. Der seinerzeit erschossene SA-Mann und üble Schläger Horst Wessel ging einmal für ein paar Monate auf diese Schule. Seine Intelligenz reichte aber nicht aus, um dem Unterricht zu folgen, man verwies ihn ganz einfach von der Schule. Das geschah allerdings lange vor 1933.

Am 1. April 1933 erfolgte der Boykott gegen alle jüdischen Geschäfte, angeordnet und organisiert von höchsten Parteiämtern, durchgeführt von SA-Truppen. Die Apotheke meines Vaters in der Prinzen-Allee im Bezirk Wedding war in den ersten Stunden dieses Tages auch davon betroffen. Ein SA-Mann mit einem Schild „**KAUFT NICHT BEI JUDEN**“ postierte sich vor der Eingangstür zur Apotheke. Die Kunden kümmerten sich nicht viel darum, auch dauerte es nicht lange, bis eine aufgeregte Menschenmenge gegen diesen SA-Mann bedrohlich protestierte. Er zog es vor, schnellstens zu verschwinden. Mein Vater und seine Apotheke waren bei der Arbeiterbevölkerung sehr beliebt, so eine Schmach gegen meinen Vater wurde nicht geduldet. Wie es dann weiterging, ist mir nicht bekannt, nur soviel, dass mein Vater nicht weiter belästigt wurde.

Wie ich an diesem 1. April 1933 von der Schule nach Hause kam, ging bei uns das Telefon. Günther Hartmann hatte von seinem Vater den Auftrag erhalten, mit mir am Nachmittag in Pankow spazieren zu gehen. Weder er noch ich haben von dieser Geste irgendetwas verstanden. Wir taten das, was uns aufgetragen wurde. Am Abend bestand Günthers Vater darauf, im offenen Auto mit meinem Vater durch Pankow zu fahren, was auch geschehen ist. Es ist zu bemerken, dass unsere beiden Familien in Pankow sehr bekannt waren. Diese offene Demonstration war ein Protest einer nichtjüdischen Familie gegen das Naziregime.

Mein Schulkamerad und Freund Günther hat sich in der Zeit nach 1933 bis 1945 als ein aufrichtiger und ehrlicher Mensch gegenüber unserer Familie gezeigt, der sich niemals gescheut hat, seine Einstellung gegen die Nazis offen zu zeigen, auch wenn die Umstände für ihn erhebliche Risiken bedeuteten. Diese Freundschaft hielt in allen Jahren. Wir besuchten uns des Öfteren, um alte Erinnerungen auszutauschen. So erzählte er mir nach langen Jahren folgende Episode:

Er war wohl 14 - 15 Jahre alt, als er einmal seinen Vater mit einem „Heil Hitler“ begrüßte. Daraufhin der Vater: „**Bei mir im Hause heißt es nach wie vor: Morjn**, Mahlzeit und Juten Abend“, worauf Günther nochmals mit „Heil Hitler“ antwortete. Er fand sich darauf nach einer schallenden Ohrfeige in einer Ecke liegend wieder. Er meinte später, dass Hitler doch ein sehr schlechter Mensch sein musste, weil er seinetwegen soviel Prügel bezogen hat.

Im Januar 1992 verstarb Günther nach einer schweren Krankheit. Ich habe einen guten und aufrichtigen Freund verloren.

Die Jahre 1934 – 1936

Anfang des Jahres 1934 stellten sich bei mir erneut Krankheiten ein, die meinen Allgemeinzustand sehr schwächten. Es ging soweit, dass ich eine leichte Lungenentzündung bekam, die eine schnelle und effektive Behandlung und Heilung erforderte. Der mich behandelnde Arzt war der Meinung, dass nur ein durchgreifender Klimawechsel zu einem Erfolg führen kann. Antibiotika gab es damals noch nicht.

Meine Eltern erhielten Informationen über ein Landschulheim in Italien, das Istituto Fiorentino, eine Art College in Florenz. Die Bedingungen für eine Aufnahme waren sehr günstig, da sich das College erst im Aufbau befand. Die Leitung hatten ein Professor und Doktor der Sprachwissenschaften, Werner Peiser und seine Frau Esther. Nach einigen Briefwechseln beschlossen meine Eltern, sich diese Schule erst einmal anzusehen. Der Arzt meinte allerdings: „Nehmen Sie den Jungen gleich mit, das warme Klima wird auf ihn wie ein Wunder wirken“. Der Arzt hatte Recht behalten.

Im Gymnasium erreichte ich noch die Obertertia. Mitte Juni 1934 fuhren also meine Eltern und ich nach Florenz. Die Neugierde und Erwartungen waren bei uns allen natürlich sehr groß. Auf dem Bahnhof in Florenz wurden wir bereits erwartet, dann ging es zur Villa Elena in Fiesole, ein Vorort von Florenz. Die Stadt liegt zwischen der Ost- sowie Westseite in einem Tal mit Ausläufern des Apenninengebirges. Fiesole liegt auf der Ostseite, die Villa Elena auf halber Berghöhe. Die Verkehrsverbindung zur Stadt wurde damals mit einer Straßenbahn aufrecht erhalten. Wenn es um die Kurven ging, machte die Bahn ein ohrenbetäubendes Gequietsche, aber als Transportmittel genügte es uns. Wir wurden sehr freundlich empfangen, man zeigte uns das Haus und den Garten, dann machte ich mich mit meinen kommenden Mitschülern bekannt, Jungen und am Anfang auch zwei Mädchen in meinem Alter. Das war natürlich mächtig spannend. Wir waren nicht mehr als 8 - 10 Schüler, teilweise Deutsche, aber auch Italiener. Wir als Deutsche mussten Italienisch lernen, die anderen dagegen Deutsch. Sehr selten kam es zu Sprachschwierigkeiten. Ich fühlte mich schon nach der Ankunft sehr wohl.

Nachdem alle Formalitäten erledigt waren und meine Eltern sich davon überzeugen konnten, dass ich in diesem College gut untergebracht war, blieb ich also in Florenz. Meine Eltern reisten nach einer weiteren Aufenthaltswoche wieder nach Berlin zurück. Meine Sachen wurden später nachgeschickt. Ich kann mich heute nicht mehr erinnern, wie mir als 14jähriger Junge zumute war, plötzlich bei für mich fremden Menschen auf mich selbst angewiesen zu sein. Die Collegeleitung tat das Äußerste, um den Übergang so leicht wie nur möglich zu gestalten. Heimweh habe ich während meines ganzen italienischen Aufenthaltes niemals empfunden. Ich möchte auch behaupten, dass ich dadurch schon in sehr jungen Jahren eine gewisse Selbständigkeit erlangt habe, die mir im weiteren Leben viel geholfen hat.

Das Ziel des Heimes war, den Schülern so schnell wie nur möglich die italienische Sprache beizubringen und sie u.a. für die italienische Schule in der Stadt vorzubereiten. Es gab die Wahl, auf eine staatliche italienische Schule zu gehen oder weiter im College unterrichtet zu werden. Meine Eltern wählten die Staatsschule, dadurch wurden meine bereits im Gymnasium absolvierten Klassen angerechnet. Die Ankunft im Juni in Florenz war insofern günstig, da die Sommerferien in den Schulen vom 1. Juli bis 30. September dauerten. In diesen drei Monaten wurde das Heim an das Mittelmeer, nach Forte dei Marmi, in der Nähe von Viareggio, verlegt. Die Zeit wurde genutzt, um intensiv Italienisch zu lernen. Heute möchte ich sagen, dass es mir sehr leicht fiel, aber bis in meine heutigen Jahre ist nicht viel davon übrig geblieben, auch wenn ich noch eine ganze Menge verstehen kann. Neben dem Lernen gab es natürlich genug Freizeit, Baden im Meer, am weißen Strand faulenzen, Tennisspielen usw. usw. Gemeinsame Ausflüge und Wanderungen unter der Leitung der Lehrer in die nähere Umgebung oder die Marmorbrüche von Carrara waren oft auf der Tagesordnung. Wir mieteten uns auch Fahrräder für größere Touren, die sich manchmal über mehrere Tage erstreckten. Aus Sparsamkeitsgründen übernachteten wir meistens bei Bauern in den

Scheunen. Sehr oft genossen wir die überaus große Gastfreundlichkeit der Italiener. Wir mussten mit ihnen essen, auch wenn es noch so einfach war. Die Bauern merkten natürlich, dass wir Ausländer waren, vielleicht war es deshalb interessant für sie, einmal etwas anderes zu hören.

Das Haus in Forte dei Marmi war im ersten Jahr klein, aber es reichte für alle. Im darauf folgenden Jahr waren wir über 50 Schüler, die in einer mehrstöckigen Villa mit einigen Nebenhäusern untergebracht waren. Der Aufenthalt in würziger Meeresluft, das warme Klima wirkte auf meine Gesundheit so positiv, dass ich mich völlig auskurieren und somit den Grundstein für ein gesundes Leben legen konnte. Damals wusste ich noch nicht, dass ich diesen körperlichen Umschwung einmal sehr bitter nötig hatte.

Am 1. Oktober 1934 ging es nach Florenz zurück, aber nicht mehr in die Villa Elena sondern in die Villa Pazzi, auch in einem Vorort, Pian dei Giullari (Platz der Gaukler), auf der gegenüberliegenden Berghöhe. In den Sommermonaten ist die Zahl der Schüler sehr angewachsen, Fiesole reichte nicht mehr aus. Die Villa Pazzi war ein altherrschaftliches Haus mit großen Ländereien, die von Wein- und Olivenbauern gepachtet und bewirtschaftet wurden. Von der Dorfstraße führte eine lange aufwärts strebende Allee mit Olivenbäumen zur Villa Pazzi (Haupthaus). Dort waren die Colledgeleitung, die Lehrer, das Wirtschaftspersonal und die Mädchen untergebracht. Schulzimmer, Büros und ein großer Saal im Erdgeschoß, unser Speisesaal, gehörten ebenfalls zum Haupthaus. Die Villa Barbera, mitten im Ort Pian dei Giullari, beherbergte die Jungens, ca. 200 Meter vom Haupthaus entfernt. Gegenüber der Villa Barbera gab es eine Trattoria, in der wir Jungens manchmal zu Gast waren, wenn das Schulessen nicht schmecken wollte. War das Taschengeld, das ich von meinen Eltern bekam, verbraucht, gab es keinen Besuch in der Trattoria. Wir brauchten ja auch noch etwas Geld für andere Dinge, wie hin und wieder ein Opernbesuch mit Stehplatz im vierten Rang, da war es billig, Kino oder auch einmal einen Besuch in einer Konditorei.



Nun wurde es ernst für mich. Ich besuchte eine italienische höhere Schule in der Stadt. Das italienische Schulsystem unterschied sich in sehr vielen Punkten von dem Deutschen, es war bis zur Reifeprüfung (Abitur) kürzer und in vielem einfacher. Außer Latein brauchte ich bloß eine wahlfreie Fremdsprache, was für mich Deutsch bedeutete. Die übrigen Fächer waren auch nicht so intensiv wie in Deutschland, sie mussten aber in italienischer Sprache absolviert werden. Wenn man in einem Alter zwischen 14 - 16 Jahren ist, hat man für die Schönheiten einer Stadt nicht soviel

übrig. So war es auch mit mir. Die großen Kunstschatze in den Uffizien, der Ponte Vecchio (alte Brücke über den Fluss Arno), die Bauwerke wie Palazzo Vecchio, Palazzo Pitti, der Dom mit seinem Campanile (Glockenturm), das Baptisterium usw. usw. wurden von uns kaum wahrgenommen. Erst viel später hat man diese Stadt zu schätzen gelernt.

Während der ganzen Zeit in Italien hatten wir nicht viel von der Entwicklung in Deutschland erfahren. Gewiss gab es ein autoritäres Regime unter Mussolini, das aber in keiner Weise mit dem Naziregime zu vergleichen war. Meine italienischen Schulkameraden gehörten teilweise der damals bestehenden Jugendorganisation an, die man mit der HJ (Hitlerjugend) in gewissen Teilen vergleichen konnte. In Italien fragte man allerdings nicht, aus welchen Kreisen die Mitglieder kamen, jeder konnte der uniformierten und buntgeschmückten Schar beitreten. Was lag also näher, auch ich wollte mit dabei sein, brauchte aber die Genehmigung meines Vaters, die ich natürlich aus später verständlichen Gründen nicht bekam.

Im März 1936 war es soweit, meine Reifeprüfung nach italienischem System abzulegen. Ich hatte einen gewissen Dampf davor, aber es ging besser als ich glaubte, ich schaffte es, nur 16 ½ Jahre alt. Die Zeit in Italien werde ich nicht vergessen, sie hat mir sehr viel Freude bereitet, ich habe nicht nur viel gelernt, sondern auch unendlich viel gesehen. Schulreisen nach Venedig und Rom, Winterreisen in den schneebedeckten Apennin, die Sommerzeit am Mittelmeer sind und bleiben für mich sehr große Erinnerungen.

ooooo

Im Jahre 1959 unternahm ich eine Reise nach Italien und kam auch nach Florenz. Was lag näher als die alte Schule zu besuchen? Das College als solches bestand nicht mehr, wohl aber die Villa Pazzi, die nun einem amerikanischen Ölmillionär aus Texas gehörte. Ich konnte es nicht sein lassen, das Haus zu besuchen. Es stellte sich auch heraus, dass der „Padrone“ norwegischer Herkunft war. Es freute ihn mächtig, einen Skandinavier bei sich zu haben, wir sprachen ein Gemisch aus Norwegisch und Schwedisch. Viel hatte sich im Hause nicht verändert. Die Wände im großen Saal wiesen allerdings wertvolle Fresken auf, die zu meiner Zeit mit einer Schutzfarbe verdeckt waren, wovon wir allerdings keine Ahnung hatten. Anlässlich einer Theateraufführung montierte ich damals Haken in die Decke, um daran den Vorhang zu befestigen. Diese Haken waren noch an gleicher Stelle. Auf dem früheren Tennisplatz befand sich nun ein Swimmingpool. Im Garten gab es einen Baum, da baute ich mir im Geäst mit Brettern eine Burg, auch diese war noch vorhanden. Bei einem zweiten Besuch in Florenz im Jahre 1987 war die Villa Pazzi zu einem Wohnhaus mit mehreren Wohnungen umgebaut worden, den Garten habe ich kaum wiedererkannt. Der frühere Besitzer war verstorben, die Witwe kehrte nach Amerika zurück. Der Ort Pian dei Giullari wies immer noch die alten und bekannten Häuser auf. Bei jedem späteren Besuch kamen die Erinnerungen zurück. Italien war eine schöne Zeit für mich.

ooooo

Im März 1936 kehrte ich nach Berlin zurück. In Deutschland hatte sich unter dem Hitlerregime in zwei Jahren sehr viel verändert. Meinen Eltern wurde 1935 die Wohnung am Schlosspark vom Hauswirt aus mir nicht bekannten Gründen gekündigt. Sie zogen in eine auch sehr schöne Vierzimmerwohnung in der Kulmbacherstraße nahe des damaligen Nürnberger Platzes in Wilmersdorf.

Noch z.Zt. meines Aufenthaltes in Italien, wurde am 15.9.1935. auf dem Parteitag der NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) in Nürnberg die sogenannten „Nürnberger Rassegesetze“ oder „Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ verabschiedet. In Italien hatte man kaum oder nur sehr wenig über die Ausmaße dieses Gesetzes erfahren. Desto schlimmer war die Konfrontation nach meiner Rückkehr. Durch dieses Gesetz wurden die jüdischen Mitbürger Deutschlands nach angeblichen Kriterien aufgeteilt und geächtet.

Als „**Volljude**“ wurde eine Person gestempelt, die vier jüdische Großelternteile hatte. Verfügte man über zwei jüdische und zwei „arische“ Großelternteile, war man nach dem Gesetz „**Mischling**“. Die Mischlinge, auch mitunter „**Halbjuden**“ genannt, wurden nochmals klassifiziert. Ein kirchlich getaufter Mischling galt als „Mischling 1. Grades“. Er konnte u.a. zum Arbeitsdienst und Militär eingezogen werden, auf alle Fälle zum OT-Arbeitseinsatz (Organisation Todt). Die Arbeitsaufgaben dieser Organisation waren von verschiedener Art. Schwerste Bauvorhaben mit dem Einsatz aller körperlichen Kräfte, Räumungsarbeiten, Befestigungsbauten etc. etc.

War man nicht getauft, so verblieb man wohl Mischling, bekam aber den Stempel als „**Geltungsjude**“. Da ich nun zwei jüdische und zwei arische Großelternteile hatte und nicht kirchlich getauft war, wurde ich in die Kategorie „Geltungsjude“ eingestuft, die für mein weiteres Leben ausschlaggebend wurde. Zu dieser Zeit konnte ich den Umfang dieses Gesetzes noch nicht erkennen. Ich hatte noch keine Berührungspunkte mit den „Vorschriften zum Gesetz“.

Nachdem ich nun die Schule in Italien erfolgreich abgeschlossen hatte, wollte ich mir gerne meinen Wunsch erfüllen, Maschinenbauingenieur zu werden. Für Technik in jeder Art hatte ich mich immer interessiert. Dazu war ein Studium an der Technischen Hochschule erforderlich. Für mich war das selbstverständlich. Ich konnte daher nicht begreifen, als mein Vater mir sagte, dass ich

vorläufig nicht studieren könne. Er kam mit allen möglichen Erklärungen, ich hätte das Mindestalter von 18 Jahren noch nicht erreicht, ich sollte bis dahin noch einmal die Schulbank drücken usw. usw. Die Wahrheit, dass es mir laut Gesetz verboten war, ein Studium an der Technischen Hochschule zu betreiben, kam erst später zu Tage. Langsam begriff ich, dass wir keine Menschenwürde mehr besaßen, dass wir völlig rechtlos und isoliert unser Leben führen mussten.

Was blieb also übrig? Ich sollte erst einmal ein Handwerk erlernen, danach würde man weitersehen. Diese Auffassung vertrat besonders mein Vater, der es trotz Verschlechterung der Verhältnisse nicht einsehen wollte, was vor sich ging. Am 1.2.1935 wurde ihm im Auftrage des „Führers und Reichskanzler“ das Ehrenkreuz für Frontkämpfer (1914/18) verliehen, als Nichtarier verlor er Ende 1936 die Pacht der Prinzen-Apotheke, die er seit 17 Jahren innehatte. Mein Vater glaubte im März 1936 immer noch an ein Wunder.

Durch irgendeinen Bekannten erfuhren wir, dass eine Lehrstelle in einer Herrenhutfabrik zur Verfügung stand. Ich sollte also Hutmacher werden!! Dass diese Nachricht bei mir nicht helle Freude auslöste, dürfte nicht schwer zu verstehen sein. Vater und ich machten uns eines Tages auf den Weg, um mich in dieser Hutfabrik in der Nähe vom Hausvogteiplatz vorzustellen. Noch heute denke ich an diesen „Canossa-Gang“, die Treppe zum Büro hinauf. Der Chef nahm mich in Augenschein, er glaubte, dass ich als Lehrling von bald 17 Jahren für diesen Beruf etwas zu alt wäre. Meine Zeugnisse aus Florenz waren auch noch nicht da. So sagte man uns, dass wir nach Erhalt der Zeugnisse noch einmal vorsprechen könnten. Ob allerdings der Platz dann noch frei wäre, konnte uns der Chef nicht garantieren. So schwer der Weg für mich nach **oben** war, desto leichter war er nach **unten**. Mir wurde es erspart, Hutmacher zu werden.

Ein etwas entfernter Verwandter aus Vaters Familie, auch ein Siegmund Pulvermacher, hatte in den zwanziger Jahren eine Möbelfabrik. Er produzierte mit Hilfe italienischer Holzbildhauer Möbel im italienischen Renaissancestil und konnte wundervoll zeichnen, was mir mächtig imponierte. Ich kann mich noch als Kind erinnern, wie er zu Festen in unserer Wohnung die weißen Kachelöfen mit wundervollen Motiven bemalte. Leider war diese Dekoration nicht von Dauer, er verwendete Wasserfarben.

Dieser Siegmund war eines Tages bei uns zu Besuch und wir diskutierten meine Lage, nachdem die Hutmacherei endgültig an den Nagel gehängt wurde. Für Zeichnungen hatte ich schon früher Interesse gezeigt und im Laufe des Gespräches fragte er mich, ob ich vielleicht Innenarchitekt werden wollte. Ich hatte nichts gegen diesen Vorschlag, Hauptsache kein Hutmacher. Siegmund

wollte nun versuchen, mich in der REIHMANN-SCHULE für Architektur und Design, allerdings nicht auf der Basis einer Hochschule, unterzubringen. Da diese Schule nicht unter staatlicher, sondern privater Leitung stand, hatte ich auf Grund meiner „Abstammung“ keine Schwierigkeiten. Nach einigen Tagen erfuhr ich von Siegmund, dass es für mich Platz in der Abteilung für Innenarchitektur gab. Ich stellte mich vor und wurde auch angenommen, musste aber gewisse Bedingungen erfüllen.

Die Schule hatte keine eigenen Werkstätten für praktische Übungen, ich musste mir einen Praktikantenplatz in einer Möbelfabrik beschaffen, das war absolute Voraussetzung. Wieder wurde Siegmund zu Rate gezogen. Er hatte ausreichende Beziehungen zu Möbelfabriken und so erhielt ich auch Platz als Praktikant in einer großen Firma, Hecht & Co. Fruchtstraße, im östlichen Teil von Berlin. Die Annahme in der Reimann-Schule und Möbelfabrik bedeutete, dass ich 6 Tage in der Woche von morgens 7 bis mittags 12 Uhr, sonnabends bis 13 Uhr, eine praktische „Lehrlingsausbildung“ als Möbeltischler bekam, mit allem was dazu gehörte, auch das Ausfegen der Werkstatt. Diese Ausbildung umfasste nur die halbe Tageszeit. Am Nachmittag ging es zur Reimann-Schule, jeden Tag außer Sonnabend von 14 bis 21 Uhr. Die Mittagspause benutzte ich, um in irgendeinem verhältnismäßig billigen Restaurant zu essen. Diesen Tagesablauf machte ich nun für die folgenden drei Jahre.

Die theoretische Ausbildung war von sehr hohem Niveau. Ich lernte das Zeichnen in allen Phasen, Entwerfen von Möbeln jeder Art, Materiallehre, Farbenlehre aber auch Innenausbau wie Ladenbau, feste Einrichtungen in Villen usw. usw. Ich denke noch oft an eine Episode im letzten Jahr meiner Ausbildung. Wir hatten einen sehr guten Lehrer, Professor Breuhaus. Eines Tages mussten einige Studenten und ich mit dem Professor in eine große Villa an der Heerstraße fahren, um ein Einrichtungsprojekt zu vermessen. Was uns an Breuhaus immer auffiel, er war niemals ohne seinen Spazierstock, auch bei Vorlesungen hatte er ihn bei sich. In der Villa angekommen, sollten wir die Wände in einem Raum vermessen. Breuhaus ging mit seinem Spazierstock, waagrecht haltend, an der Wand entlang und sagte uns z.B. 8,6 m. Wir sahen uns etwas lächelnd an, denn an seine Maße glaubten wir nicht. Breuhaus sagte nur: „Meine Herren, Sie brauchen nicht zu lächeln, nehmen Sie Ihren Zollstock und messen Sie nach“. Unsere Augen wurden größer und größer, es stimmte auf den Zentimeter. Irgendwelche Einteilungen hatte er nicht auf seinem Spazierstock. Es war und ist mir noch heute ein Rätsel, wie Breuhaus auf diese Weise so exakt messen konnte. Der Mann musste über ein unglaublich gutes Augenmaß verfügt haben. Wir haben bei anderen Gelegenheiten versucht, ihn auf die Probe zu stellen, er hat immer Recht behalten.

Die Firma Hecht & Co., eine jüdische Firma, war eine der größten Möbelfabriken von Berlin. Sie beschäftigte ca. 120 Personen vom groben Zuschnitt bis zur Poliererei. Ich hatte die Gelegenheit trotz meiner nur halbtäglichen Arbeit, durch alle Abteilungen zu gehen und dadurch sehr viel Erfahrungen zu sammeln. Ich hatte noch zwei weitere jüdische Kollegen, Fritz Raphael und Günter Wachsner, die aber beide richtige Lehrlinge waren und im gleichen Alter wie ich. Beide hatten bereits ein Jahr hinter sich gebracht, ich wurde von ihnen aber nicht als „Neuer“ behandelt. Außer uns waren noch drei weitere „arische“ Lehrlinge, die mehr oder weniger vor der Gesellenprüfung standen. Ausgebildet wurden wir vom Werkmeister Busacker und einem Lehrgesellen namens Tredup. Meine erste Aufgabe war, nachdem ich einen Satz Werkzeug und eine Hobelbank erhalten hatte, ein dickes, rohes Stück Kiefernholz zu hobeln, bis es das richtige Maß hatte. Der Spruch: „Wo gehobelt wird, da fallen Späne“ hat sich in diesem Falle bestätigt, ich versank in einem Berg von Spänen. Mein erstes Möbelstück, das ich fertigen musste, war eine einfache Fußbank. Füße, Zargen und Blatt auszuhobeln war kein Problem, aber Löcher stemmen und Zapfen schlitzen war wieder etwas Neues. Ich brachte nach einigen Versuchen eine Fußbank zustande, die sehr kritisch auf eventuelle Fehler betrachtet, zum Schluss aber als gut befunden wurde. Die Fußbank schenkte ich dann sehr stolz meiner „Kleinen Oma“.

Die Jahre 1937 – 1939

Die dreijährige Ausbildung, praktisch sowie theoretisch, war eine harte und arbeitsame Zeit, an die ich mich trotzdem gerne erinnere. Ich lernte sehr viel, wusste aber noch nicht, dass dieser erlernte Beruf mir einmal das Leben retten würde.

Nach meiner Rückkehr aus Italien in eine für mich fremde Wohnung und Umgebung, kannte ich niemanden in meinem Alter. Mein Lehrkollege Fritz Raphael, gehörte zum „Berliner Ruderclub Welle Poseidon“ in Berlin-Grünau. Er half mir, auch dort Mitglied zu werden. Ich traf dort eine Menge gleichgesinnter Leute, denn der Club, wenn er auch schon über 50 Jahre bestand, war zu dieser Zeit unter jüdischer Leitung. Vor 1933 waren die Mitglieder in erster Linie Menschen, ganz gleich welcher Konfession sie angehörten, die sich dem Rudersport widmeten. Nach 1934 forderten die Machthaber des Dritten Reiches die jüdischen Mitglieder auf, den Club zu verlassen. Es geschah aber anders. Die nichtjüdischen Kameraden verließen unter Protest den Club, um den jüdischen Mitgliedern den Club zu erhalten. Gleichzeitig musste sich der Club nun „Jüdischer Ruderclub Welle Poseidon in Berlin“ nennen. Unser damaliger Trainer war bis 1938 Erwin Michaelis, eines von den alten Mitgliedern. Die Nazis forderten ihn unmissverständlich auf, uns zu verlassen. Hans Herrman, einer aus unseren Reihen, übernahm dann seine Traineraufgaben.

Ich freute mich sehr auf diese Zeit, mit ordentlichen Ruderbooten aufs Wasser zu kommen, aber so einfach, wie ich es mir vorstellte, ging das nicht. Ich musste ja erst einmal Rudern lernen. Das geschah in einer Trainingshalle unter den Stadtbahnbögen an der Jannowitzbrücke. In dieser Halle war ein Betonkasten mit Rollsitzen und Ruderausleger für vier Ruderer, auf beiden Langseiten Wassergräben. Die Ruderblätter hatten nur eine Drahtkonstruktion, denn bei einem „festen Boot“ hätte man ein normales Ruder mit vollem Blatt niemals durchziehen können. An den Sonnabenden, meistens nachmittags, wurden die Anfänger dort trainiert. Nach angemessener Zeit durften wir dann in das Bootshaus nach Grünau, das direkt an der sogenannten Regattastrecke lag, ein sehr attraktiver Platz. Die Erwartungen waren nun groß, endlich in ein richtiges Boot zu kommen, was dann auch sehr gründlich geschah. Alle Neuen mussten sich einer „Taufe“ unterziehen. Am Steg lag ein Einer-Ruderboot mit ausgelegten Rudern. Es war ein sogenanntes Rennboot und nicht breiter als ca. 40 cm. Nun hieß es, in das Boot einsteigen. Anweisungen dafür gab es natürlich nicht. Die „alten Hasen“ standen ringsherum und warteten, was nun geschieht. Es war nicht schwer zu erraten. Beim Einstieg schlug das Boot um und ich lag zum Gejohle aller anderen im Wasser. Jetzt war ich anerkanntes und vollwertiges Mitglied. Ich habe sehr viele und schöne Stunden im Club verlebt, wir machten viele Ruderfahrten, im Zweier, Vierer und „Sechser“, aber auch Achter, dem ich später zugeteilt wurde. Es war der „Lange Achter“, alle Jungen waren über 1,80 Meter groß. Damals hatte ich bereits die Körpergröße. 1937 durften wir noch an einer internen Regatta teilnehmen, ich war auch im Langen Achter mit dabei. Wir kamen auf Platz 4 von 6 Booten. Für mich war es die erste und letzte interne Regatta, danach wurden uns auch diese Möglichkeiten genommen.

Die Gestapo hatte natürlich ihre Augen auf uns gerichtet. Jeden Donnerstag wurden die einzelnen Bootsbesetzungen für den kommenden Sonntag bestimmt. Diese Liste musste der Gestapo eingereicht werden. Man konnte sicher sein, dass mindestens zwei „Beamte“ am Sonntag morgen vor dem Bootshaus überprüften, ob die Aufstellung auch stimmte. Unser damaliger Vorsitzender ermahnte uns immer wieder mit den Worten: „Angesetzt ist angesetzt“, um Schwierigkeiten zu vermeiden. Es gab noch einige andere Vorgänge, auf die ich noch zurückkomme.

Die wenige Freizeit - es waren nur die Wochenenden und Ferien - verbrachte ich nicht nur im Ruderclub. Gewiss lernte ich durch ihn eine Menge Leute kennen, für mich war es aber auch wichtig, Menschen mit anderen Interessen zu treffen. Ich wohnte nun in der richtigen Umgebung, d.h. alle meine späteren Bekannten und Freunde wohnten nicht allzu weit von mir entfernt.

In einem Alter von 18 Jahren kam natürlich der Wunsch auf, auch einmal mit Mädchen in Kontakt zu kommen. Einfacher gesagt als getan. Im Ruderclub gab es nur eine Mädchenabteilung, Schülerinnen im Alter von 14 - 15 Jahren. Sie waren nicht das „Richtige“ für mich. Es musste also eine andere Methode gefunden werden, um zum Zuge zu kommen. Ich meldete mich zu einem privaten Tanzstunden-Zirkel an. Wir waren 15 Paare, die unter der Leitung einer schon etwas betagten Dame, Frau Frieda Bernstein und einem halb guten Klavierspieler, Herrn Adam, das Tanzen und auch den gesellschaftlichen Umgang erlernen sollten. Es war ein jüdischer Zirkel, die Rassegesetze verboten uns, sich mit „arischen“ Mädchen abzugeben. Der Unterricht erfolgte jeden Sonnabendnachmittag für ca. 2 Stunden. Den Ort der Handlung verlegte man in die Wohnungen der Mädchen, zu deren Familien. In diesen Jahren verfügte man noch über verhältnismäßig große Wohnungen und ein „Berliner Zimmer“, wie man es bezeichnete, hatte manchmal bis zu 50 m² Raumfläche. Es wurde geübt und geübt, froh waren wir, wenn der offizielle Teil vorüber war, denn nun erst wurde es interessant. Ein Teil der Jugendlichen ging nach dem Unterricht nach Hause, über die Hälfte blieb aber noch bis in die späten Abendstunden. Aus diesem Zirkel entwickelten sich Freundschaften, wir wuchsen zu einer Clique zusammen. Es kamen neue Leute dazu, wir hielten in dieser, für uns doch schweren Zeit, mehr und mehr zusammen.

Vergessen möchte ich allerdings nicht, dass meine „Große Oma“ es sich nicht nehmen ließ, für ihren Enkel an einem Sonnabend ein „Tanzvergnügen“ zu arrangieren. Zuerst war ich gar nicht damit einverstanden, ich fühlte mich „beaufsichtigt“. Meine Widerrede wurde nicht akzeptiert, dafür erhielt ich das Versprechen, die Älteren würden sich nicht sehen lassen. Die Oma hatte zwei Schwestern, Clara und Gertrud, die auch in der großen Wohnung in Charlottenburg wohnten. Meine Eltern waren sicherlich auch an diesem Sonnabend da. Oma und die Haushilfe Frieda waren nur sichtbar, wenn es um die „Erfrischungen“ ging, sie war in dieser Beziehung nicht kleinlich. Für ihren Enkel war alles möglich. Musik in Form von Schallplatten, die sich besser als der Herr Klavierspieler anhörten, standen in jeder Menge zur Verfügung. Jeder brachte seine Platten mit.

Die „Große Oma“ hat sich in den meisten Fällen auf die Seite ihres Enkels gestellt, besonders dann, wenn ich etwas erreichen wollte. Meine Eltern waren verreist, Oma sollte für mich sorgen, d.h. ich sollte bei ihr essen und auch sonst meine Freizeit bei ihr verbringen. Aus verkehrstechnischen Gründen ging ich zum Schlafen jeden Abend nach Hause.

Im Ruderclub sollten wir, wie alle anderen, unseren Kilometerpreis machen. Es waren 50 km mit einer Mannschaft von 5 Personen zu rudern, ein Vierer mit Steuermann. Die Startzeit war ein Sonntag morgen 7 Uhr. Oma sagte nichts, als ich ihr erklärte, dass sich unsere Mannschaft bereits am Sonnabend trifft, um sich „vorzubereiten“. Wo wir uns treffen wollten, danach fragte Oma nicht oder wollte nicht fragen. Wir trafen uns also in unserer Wohnung. Es wurde beschlossen zum Auftakt des Kilometerpreises am Abend davor eine Bierreise (!!) zu starten und am nächsten Morgen nach Grünau zu fahren. Verbote und Einschränkungen, die uns auferlegt waren, nahmen wir in unserem jungen Alter nicht so ernst. Die Bierreise zog sich allerdings bis in die frühen Morgenstunden hin. Wir waren aber immer darauf bedacht, nicht zu viel zu trinken. Wir kamen nach Hause und die Zeit reichte noch aus zu duschen, sehr starken Kaffee zu trinken und dann mit der S-Bahn nach Grünau zu fahren. An Schlafen hatten wir natürlich nicht gedacht. Wir machten den Kilometerpreis in vorgeschriebener Zeit, danach waren wir so müde, dass wir kaum wussten, was wir hinter uns hatten. Am Abend fuhren wir wieder mit der S-Bahn nach Hause, aber die Müdigkeit überfiel uns mit dem Resultat, dass wir unseren Zielbahnhof verpassten und auf dem Rangierbahnhof in Wannsee landeten. Wir hatten Glück, von dort einen Zug zu bekommen, der uns wieder zur Stadt zurückbrachte, dieses Mal aber so, dass sich einer von uns abwechselnd durch Aufrechtstehen wach hielt. So kam dann jeder wieder wohlbehalten nach Hause. Am Montag früh war dann alles wieder vergessen.

Diese Eskapade wäre bei meinen Eltern völlig unmöglich gewesen. Mein Vater hat ja immer versucht, eine gewisse Kontrolle über mich zu haben. Ich kann mich an ein Sonnabend erinnern, ich war irgendwo eingeladen, folgendes Gespräch wurde zwischen Vater und Sohn geführt:

„Wann gedenkst Du heute Abend nach Hause zu kommen?“

„Das weiß ich nicht.“

„Aber ich weiß es, um ½ 12 Uhr!“

Damit war die Diskussion abgeschlossen. Da ich wusste, dass mein Vater auf mich wartete, so war ich zur ausgesetzten Zeit zu Hause. Was Vater nicht passte, war der Ton. Ich hätte 2 Uhr nachts sagen können, er hätte es akzeptiert. Mein Vater war nun einmal so, daran war nichts zu ändern. Er wollte im Grunde genommen nur das Beste für seinen Sohn.

Der 9. November 1938, die „**Reichspogromnacht**“, von den Berlinern bitterironisch die „Reichskristallnacht“ genannt, war auch ein Wendepunkt in unserem Leben. Der Grund war ein Mord in Paris. Ein jüdischer Mann, namens Herschel Grynszpan, erschoss den deutschen Botschaftssekretär Ernst vom Rath, um damit die Aufmerksamkeit der Welt auf die Verfolgungszustände in Deutschland zu richten. Vom Rath war selbst ein Hitlergegner, er wurde von der Gestapo überwacht. Es erfolgten unmittelbar die größten Verfolgungen gegen die jüdische Bevölkerung in ganz Deutschland. Synagogen wurden in Brand gesteckt, jüdische Geschäfte mit dem Wort „Jude“ und dem Davidstern bemalt und außerdem noch ausgeplündert, ca. 12.000 jüdische Bürger in Berlin verhaftet und in das Konzentrationslager Sachsenhausen bei Oranienburg verschleppt, von denen dort eine unbekannte Anzahl ermordet wurde. Das Attentat in Paris geschah am 7. November, die „Reichspogromnacht“ in der Nacht vom 9. auf den 10. November. Alles war von Gliederungen der NSDAP über ganz Deutschland organisiert und befehlsmäßig durchgeführt worden. Der Verdacht liegt also sehr nahe, bereits geplante Gewalttaten unter dem Schein einer spontanen Aktion zu verbergen. Man brauchte nur eine „offizielle Veranlassung“. Der Vorfall in Paris kam für die Nazis wie gerufen.

Es gab aber in Berlin einen Fall, wo sich die NSDAP gründlich verrechnet hatte. In der Nähe des „Roten Rathauses“ in Berlin-Mitte befand sich ein sehr gutes und vornehmes Warenhaus mit dem Namen **N. Israel**. Auch dieses Warenhaus wurde von dem SA-Pöbel nicht verschont. Schaufensterscheiben wurden eingeschlagen, die Fassaden beschmiert. Man bedachte allerdings nicht, dass die damaligen Inhaber englische Staatsangehörige waren. Der scharfe Protest der Englischen Botschaft ließ nicht lange auf sich warten. Der englische Botschafter war mit seinem Stab sofort am Tatort. Die englische Regierung forderte eine umgehende und totale Wiederherstellung des Gebäudes innerhalb 48 Stunden. Wird die Forderung nicht erfüllt, werden Maßnahmen gegen deutsche Geschäftsinhaber in England durchgeführt. Die Hitlerregierung hatte keine andere Wahl als sich zu beugen. Göring, der „Reichsmarschall“, war gezwungen, Schaufensterscheiben aus ganz Deutschland zu organisieren, die gleichen SA-Truppen wurden eingesetzt, um die Fassaden abzuwaschen und Aufräumarbeiten zu machen. Auch wenn die Bevölkerung sich an diesen Schandaktionen nicht aktiv beteiligte, so sah sie in der Regel eingeschüchtert und tatenlos zu. Etwas mehr Zivilcourage des Volkes wäre notwendig gewesen. Trotzdem glaube ich, dass die Aufräumarbeiten bei dem Warenhaus Israel in manchen Kreisen eine gewisse Genugtuung hervorriefen.

Die Aktion der Pogromnacht genügte den Nazi-Machthabern in keiner Weise. Schon im April 1938 gab es die „Verordnung über die Anmeldung des Vermögens von Juden“. Mit dieser Verordnung wurde ein Überblick geschaffen, um zur gegebenen Zeit davon Gebrauch zu machen. Das Pariser Attentat war das Startzeichen. Der jüdischen Bevölkerung legte man eine Geldstrafe an das Reich in Höhe von **einer Milliarde Reichsmark** in bar auf. Man sprach damals von einer sehr ho-

hen Vermögensabgabe von Bank- oder Sparkassenguthaben, Wertpapieren etc. Auch mein Vater wurden von dieser Maßnahme betroffen. Über die Höhe unserer Abgabe habe ich nichts erfahren. Zur gleichen Zeit begann man jüdischen Besitz zu „arisieren“, was faktisch einer völligen Enteignung gleichzustellen war. Für Spottpreise gelangten linientreue Deutsche in den Besitz von Betrieben und Geschäften. Ich denke hier ganz besonders an die Konfektionsbetriebe, die zum größten Teil in jüdischen Händen waren. Aus dem Warenhaus Hermann Tietz wurde HERTIE, aus dem vornehmen Wäschegeschäft Grünfeld wurde Max Kühl. Auch die Inhaber der Möbelfabrik Richard Hecht & Co. mussten ihre Position aufgeben. Es gelang ihnen, sich kurz danach in Amerika eine neue Existenz zu gründen, woran die Söhne der beiden Inhaber viel Anteil hatten. Für den verbliebenen Betrieb in der Fruchtstraße schaffte man erst einmal eine treuhänderische Leitung mit Werkmeister Busacker an der Spitze. Er hat sich uns gegenüber immer völlig korrekt verhalten, daher gab es keine Veränderungen für mich und meine jüdischen Kollegen. Auch die Reimann-Schule konnte ich weiter besuchen.

Bei meinem Vater gab es eine Veränderung. Wie schon erwähnt, wurde ihm 1936 die Pacht der Prinzen-Apotheke entzogen. Danach konnte er als Apotheker weiter mit Vertretungen in verschiedenen Apotheken arbeiten. Nach dem November 1938 nahm man ihm auch seine Approbation als Apotheker. Damit war seine Apothekerlaufbahn für diese Zeit zu Ende; er war damals 57 Jahre alt. Ich glaubte, dass diese Ereignisse für meinen Vater endlich die Wende in seinen Auffassungen bedeuten würde. Oft stellte ich mir selbst die Frage: Wie war meine eigene Einstellung zu den Geschehnissen? So, wie ich mein Leben im Kreise meiner Freunde gestaltete, konnte ich an der Situation nichts ändern. Einmal war ich noch in der Ausbildung, die ich unter allen Umständen abschließen wollte, andererseits war unsere Familie, dank des „arischen Einschlages“, nicht direkten Verfolgungen ausgesetzt, wenn man von Vaters Berufsverbot absieht. Das Leben musste eben weitergehen und es ging weiter. Die befohlenen Einschränkungen wurden, wie bereits vorher, zum größten Teil von meinen Freunden und mir ignoriert. Trotz Vermögensabgabe gab es in unserer Familie keine finanziellen Sorgen. Die zur Verfügung stehenden Mittel reichten jedenfalls bis Kriegsende. Trotzdem versuchten meine Eltern die Lage aufzubessern. So konnten sich beide in der ihnen bekannten Luitpold-Apotheke „hinter den Kulissen“ nützlich machen.

Der Ruderclub „Welle Poseidon“ kam Ende 1938 auch in Schwierigkeiten. An der offiziellen Regattastrecke in Grünau waren wir unerwünscht. Wir mussten unser schönes Bootshaus in Grünau aufgeben und bekamen für kurze Zeit ein verwahrlostes Bootshaus des „RC Alemannia“ auf der Bullenbruchinsel in Oberschöneweide zugeteilt. Lagemäßig ein denkbar schlechter Tausch, aber welche Wahl hatten wir? Zu bemerken ist, dass das Bootshaus auf der Bullenbruchinsel nur mit einem Bootübersetzen zu erreichen war. Unsere früheren Ruderziele wie Müggelsee, Seddinsee, Gosener Graben usw. waren für uns durch die lange Anmarschstrecke kaum mehr zu erreichen; wir waren dazu verurteilt, uns im Stadtgebiet aufzuhalten. Einer nach dem anderen verlor die Lust, das Clubrudern fortzusetzen. Viele machten sich selbständig, zu denen auch ich gehörte. Der Club wurde zwangsweise und entschädigungslos aufgelöst. Die letzte Mitgliederversammlung fand am 2. Februar 1939 statt.

000000

Es dauerte ganze 55 Jahre bis ich ein Lebenszeichen von meinem Ruderclub „Welle Poseidon“ erhielt. In einer Annonce eines deutschen Mitteilungsblattes gab man bekannt, dass man im Juni 1994 das hundertjährige Jubiläum feierte und man suchte nach alten Mitgliedern. Ich nahm sofort Kontakt auf und fuhr nach Berlin und traf ca. 40 alte Kameraden, die mir bis auf sehr wenige völlig aus dem Gedächtnis gefallen waren, Kameraden, die durch rechtzeitige Auswanderung in die ganze Welt dem Terror des Naziregimes entgangen sind. Leider waren es auch sehr viele, die der Naziherrschaft zum Opfer fielen. Nach Kriegsende wurde der Club wieder ins Leben gerufen, ich selbst hatte keine Ahnung davon. Heute bin ich als Senior wieder Mitglied zusammen mit Clubkameraden aus jüngeren Generationen. Ich fühle mich in meinem alten / neuen

BRC Welle Poseidon

wieder zuhause, nicht mehr in Grünau, dafür aber in einem schmucken Bootshaus am Großen Wannsee.

In Pichelsdorf fand ich in einem Bootshaus ein eigenes Boot, ein Paddelboot zu einem für mich erschwinglichen Preis. Ein eingefleischter Ruderer, so wie ich es war, kann und will von seinen Gewohnheiten nicht abgehen. Ich verkaufte das Paddelboot wieder sehr schnell und beschaffte mir ein Ruderboot, ein Einer mit Steuermann. Ich erwarb das Boot in Grünau, wollte es aber im gleichen Bootshaus in Pichelsdorf haben. Ein früherer Clubkamerad und ich ruderten das Boot von Grünau durch den Teltow-Kanal, Stölpchensee, Pohlesee, Kleinen Wannsee und Großen Wannsee nach Pichelsdorf, eine sehr gute Tagesleistung für uns. So hatten die Wochenenden im Frühjahr, Sommer und Herbst immer ein Ziel. An Steuermännern, die in den meisten Fällen „Steuermädchen“ waren, fehlte es sehr selten. Sie wurden von mir auch aus verständlichen Gründen vorgezogen.

Die Zeit reifte heran, meine Ausbildung zum Abschluss zu bringen. In der Reimann-Schule stand das Examen bevor. Ich hatte drei Jahre lang hart gearbeitet, um mein Ziel zu erreichen, nun war es soweit. Wir waren 15 Studenten, die nun zeigen sollten, was sie gelernt hatten. Es begann mit der Verteilung der Examensaufgaben, 15 verschlossene Umschläge mit verschiedenen Examensarbeiten. Jeder musste einen Umschlag ziehen. Ich erhielt die Aufgabe, ein Herrenartikelgeschäft komplett einzurichten. Einen Grundriss der Lokalitäten stellte man uns zur Verfügung. Meine Aufgabe war, dieses Projekt von Anfang bis zu Ende durchzuarbeiten, Vorschlagsskizzen, Arbeitszeichnungen, Beschreibungen, Angebot und als Abschluss ein Gespräch mit einem fiktiven Kunden. Ich hatte Glück, denn die Firma Hecht hatte eine große Abteilung für Ladenbau, mit der ich mich als Praktikant auch vertraut machen konnte. Für die Prüfungsarbeit hatten wir vier Wochen zur Verfügung. Gewiss war ich nervös, aber ich schaffte es mit eisernem Willen. Ich war sehr stolz, als ich mein Diplom als Innenarchitekt entgegennehmen konnte. Gleichzeitig war auch meine Praktikantenzeit bei Hecht & Co. beendet. Ich wollte mich mit einem Zeugnis allein nicht zufrieden geben. Auf die Frage bei dem Werkmeister, ob ich nicht auch ein Gesellenstück machen könnte, bekam ich die Antwort, dass ich ja nur die halbe Zeit ohne Lehrvertrag gelernt hätte. Auf langes Bitten meinerseits sagte man mir schließlich zu, ein Gesellenstück unter fast gleichen Bedingungen wie alle anderen zu machen. Es musste aber ein Stück aus der Fabrikproduktion sein. Dann gab es noch eine Bedingung: Meine Eltern mussten das Stück, einen Bücherschrank in Eiche, nach Fertigstellung kaufen. Meine Eltern hatten nichts dagegen. Ich fing also an. Bei einem Gesellenstück muss das meiste mit der Hand ausgeführt werden. Gewisse Maschinenarbeiten waren erlaubt, ich durfte sie aber nicht selbst ausführen. Rahmentüren-Schlitzen und Schubkästen-Zinken mussten Handarbeit sein. Ich brauchte 5 Wochen, nunmehr volle Arbeitszeit, bis ich fertig war. Die „Abnahme“ war für mich als „Halber“ extra hart, aber gerecht. Das Gesellenstück wurde anerkannt und ich konnte beweisen, dass ich das Handwerk auch beherrschte. Nachdem der Bücherschrank in der Poliererei die Außenbehandlung erhalten hatte - das brauchte ich nicht zu machen -, bat ich meinen Vater zur Kasse. Vater kam in die Firma, wurde aber mächtig enttäuscht: Der Schrank war nicht mehr da, man hatte ihn bereits verkauft. Auf der einen Seite sparten wir Geld, andererseits erhielt ich den Beweis, ein gutes Resultat erreicht zu haben. Wir fanden den Schrank schließlich im Schaufenster eines sehr vornehmen Möbelgeschäftes in der Budapesterstraße wieder. Neben dem Schild „Gesellenstück“ stand auf der Oberseite des Schrankes die „Hitlerbüste“. Hier kann man von Ironie in Großformat sprechen. Ich blieb noch einige Monate als Geselle bei der Firma Hecht bis man auch mir die Möglichkeit nahm, frei eine Arbeit zu suchen und auszuführen.

Am 1. Januar 1939 trat eine weitere Diskriminierung für uns ein. Alle als Juden gestempelten Menschen mussten den Zusatznamen Israel respektive Sara tragen. Mein Name war von nun an **Walter Israel Grunwald**. Auf allen Ausweisen und anderen amtlichen Papieren musste dieser Name stehen. Das Gleiche galt für meinen Vater, Mutter war selbstverständlich davon verschont.

Am 30. Januar 1939 kündigte Hitler im Falle eines Krieges die „Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa“ an, eine Botschaft, über deren Auswirkungen sich niemand eine Vorstellung machen konnte.

Im Juni 1939 bekam ich den Einberufungsbefehl zur Musterung für Arbeitsdienst und Militär. Ich war natürlich verwundert, dass ich als „Geltungsjude“ zur Musterung gehen sollte, aber es gab kein Entrinnen. Pünktlich zu anbefohlenen Zeit stellte ich mich ein. Ich wurde genauso untersucht wie alle anderen. Es herrschte etwas Kasernenhofton, aber das störte mich nicht. Wie ich dann endlich meine Papiere bekommen sollte, war ich bereits zu irgendeiner Waffengattung eingeteilt. Man merkte aber dann den Irrtum und gab mir einen Ausschließungsschein. Grund: Abstammung. Der letzte Offizier schüttelte nur den Kopf, als er mir den Schein übergab. Er schien eine andere Auffassung zu haben. Ich hatte also weder mit dem Arbeitsdienst noch Militär etwas zu tun.



Ausschließungsschein von der Wehrmacht

Die Verpflichtung für Juden, alle Edelmetallgegenstände und Schmuck abzuliefern, erfolgte in einer Anordnung vom 21. Februar. Ebenso wurde die Aufhebung des Mieterschutzgesetzes für Juden beschlossen sowie die Abgabe aller Rundfunkgeräte. Die Abgabepflicht befolgten meine Eltern in einem minimalen Umfang. Den Radioapparat behielten wir. Mein Vater widersetzte sich, auf die deutschsprachigen Nachrichtensendungen von England zu verzichten. Für ihn waren diese Sendungen lebenswichtig. Der Apparat wurde in einem Kleiderschrank versteckt und auch in diesem wurden die Nachrichten abgehört.

Am 1. September 1939 brach der Zweite Weltkrieg aus. Wir mussten damit rechnen, dass weitere Einschränkungen in unser Leben kommen würden. Ich kann mich heute noch entsinnen, wie wir in unserer Familie die neue Situation beurteilten. Vaters Beurteilung war kurz aber direkt: **„Mit dem heute von Hitler begonnenen Krieg hat Deutschland den Krieg verloren. Ein Führer, der es nicht weiter als zum Gefreiten gebracht hat, kann nicht Krieg gegen die ganze Welt führen ohne dabei selbst zu scheitern.“** Nach dem ersten Blitzsieg über Polen klangen Vaters Prophezeiungen etwas unwahrscheinlich, aber er sollte Recht behalten. Damals wusste er noch nicht, was noch alles in der Zwischenzeit geschieht. Durch die ausländischen Nachrichten, die bedeutend objektiver als die Deutschen waren, begann sein Optimismus wieder zu wachsen. Trotz aller ihm auferlegten Strapazen während des Krieges konnte er an der Seite meiner Mutter die Zeit überleben und war mit 64 Jahren endlich wieder ein freier Mann, darüber aber in einem späteren Abschnitt.

Es gab auch Möglichkeiten für uns, das derzeitige Deutschland zu verlassen. Meine Eltern konnten sich aber mit dem Gedanken nicht abfinden und somit waren die Aussichten für mich auch nicht vorhanden. Ich war bereit, diesem Land für immer den Rücken zu kehren. Versuche zu einer Auswanderung wurden von mir schon unternommen, aber ich war damals noch nicht „mündig“ und konnte daher mit einer Einwilligung meines Vaters kaum rechnen. Nach dem 1. September 1939 war es dann zu spät. Gewiss gab es Versuche, das Land illegal zu verlassen, ich denke hierbei an meinen Lehrkollegen Fritz Raphael. Bei seinem Versuch, über die Grenze nach der Schweiz zu entkommen, wurde er, neunzehnjährig, erschossen.

Die Jahre 1940 – 1943

Die nun folgenden Jahre prägten Unsicherheit, Angst und Verzweiflung. Der Kontakt mit meinen Freunden und Bekannten wuchs noch stärker zusammen, um den steigenden Verfolgungen einigermaßen Stand zu halten. Wir waren jung, wir wollten unser Leben noch etwas genießen, wir setzten uns bewusst über viele Verordnungen hinweg, wussten vielleicht auch nicht, dass wir mit dem Feuer spielten.

Trotz Diskriminierung und anderer willkürlichen Maßnahmen hatten wir noch etwas Zeit, um uns mit etwas erfreulicheren Dingen zu beschäftigen. Ich nutzte mein Ruderboot aus, wo es nur die Freizeit erlaubte. Ich hatte mit meinen damaligen 20 Jahren auch eine feste Freundin, sie hieß Marion, genannt Muschi, knapp drei Jahre jünger als ich. Muschi wollte Kosmetikerin werden, was sich so bemerkbar machte, dass sie immer sehr „aufgespachtelt“ auftrat. Es war aber für den Rudersport nicht ganz so geeignet. Oft kam der Bootsschwamm zur Anwendung, wenn das Make-up zu hart war. Im Sommer des Jahres 1940 trafen wir unsere Freunde in der Nähe von Lindwerder an der Havel bzw. am Großen Wannsee. Einige kamen mit Booten, andere mit dem Bus oder Fahrrad. Es gab aber auch noch andere Stellen, wo wir uns trafen: das Café Uhlandeck am Kurfürstendamm, eine Eisdiele in der Nähe des Bayrischen Platzes. Wir waren in Familien zu Gast, wir versuchten die Freizeit so gut wie nur möglich zu erleben.

Das Jahr 1940 brachte eine neue schwerwiegende Verordnung. In Berlin waren wir ab Juli gezwungen, unsere Einkäufe nur noch zwischen 16 und 17 Uhr zu tätigen. Seit Kriegsausbruch gab es Lebensmittel nur auf Bezugskarten. Vaters und meine Karten waren mit einem „J“ gestempelt. Für unsere Familie hatte diese Einkaufsbeschränkung keine direkte Bedeutung, da meine Mutter davon nicht betroffen war. Trotzdem bekamen wir nicht alle Lebensmittel, u.a. erhielten wir kein Weißbrot, keine Butter, nur Margarine, an Gemüse nur Kohlrüben, hin und wieder einmal etwas Fleisch. Meine Mutter musste uns beide mit ihrer Karte mitversorgen. Mutter war immer sehr erfinderisch. Sie hatte einen Bäcker, der unsere Situation kannte. Wenn sie einkaufte, bestellte sie immer die Waren und gab ihre Marken ab. Holte sie später die Tüten, hatte sie die Ware, die Marken lagen wieder in der Tüte. Die Einkaufsbeschränkungen lösten in der jüdischen Bevölkerung unglaubliche Schwierigkeiten aus. Durch die Knappheit der Waren kam es sehr oft vor, dass es am Nachmittag nichts mehr gab. Es hat sich aber auch erwiesen, dass sich ein Teil der Geschäfte nicht an die unmenschlichen Verordnungen hielt. Die Gefahr, dass bei Nichteinhaltung Käufer sowie Verkäufer denunziert werden konnten, lag in der Luft. Anfang August im gleichen Jahr entzog man uns auch die Telefonanschlüsse. Wir wurden rechtloser und rechtloser.

Unsere Wohnung war nach wie vor in der Kulmbacherstraße. In diesem Haus wohnte auch ein Oberst der Luftwaffe mit einem goldenen Parteiabzeichen (Mitglied der Partei vor 1933). Im Berliner Mund war das ein „Goldfasan“. Dieser Oberst fungierte auch als Luftschutzwart im Hause. Es kam die Anweisung, dass sich alle Mieter am Ausbau des Luftschutzkellers beteiligen müssen. Es bestand allerdings die Verfügung von oberster Parteileitung, dass Arier und Juden nicht im gleichen Keller sein durften, d.h. die Nichtarier sollten einen eigenen Keller haben. Bei der ersten Besprechung auf dem Hof des Hauses über den Ausbau des Kellers machte ich den Oberst auf diese Verfügung aufmerksam. Er antwortete nur, dass er der Luftschutzwart sei, dass unsere Familie sich geschlossen am Ausbau beteiligt und es daher keine Unterschiede gibt. Für ihn sei diese Verordnung nicht interessant. Dass wir von so einem Parteigenossen als vollwertige Menschen angesehen wurden, war für uns kaum glaubhaft. Wir bauten im besten Einvernehmen mit den anderen Mietern den Keller aus, der Oberst hielt sich an seine Auffassung. Ich selbst habe den Keller nach der Fertigstellung als Schutz niemals besucht.



Die „Hausgemeinschaft“ beim Ausbau des Luftschuttkellers

Ab März 1941 gab es die „Arbeitsverpflichtung für Juden ab dem 14. Lebensjahr“, mit anderen Worten, die arbeitsfähige jüdische Bevölkerung wurde zur Zwangsarbeit herangezogen. Diese Bevölkerung, welche die Nazis so unglaublich hassten und vernichten wollten, war gut genug, um schwerste Arbeit für den Kriegseinsatz zu leisten. Auch mich traf diese Zwangsarbeit. Meine Anstellung bei der Firma Hecht musste ich in diesem Zusammenhang aufgeben, sie war scheinbar nicht mehr als kriegswichtig anzusehen. Von einem Spezialarbeitsamt in der Sonnen-Allee in Neukölln wurde mir die Arbeit als Kohlenschipper und Träger bei der Kohlenfirma Matern, Güterbahnhof Halensee, vermittelt. Wir waren eine Gruppe von sechs Männern im Alter zwischen 19 und 25 Jahren. Auf dem Güterbahnhof mussten wir aus offenen Eisenbahnwaggons Koks mittels einer Kohlgabel auf Anhänger umladen, eine schwere und sehr schmutzige Arbeit.



Zwangsarbeit: Kohlenschippen (Walter vorne in der Mitte)

Unser Tagespensum belief sich ohne maschinelle Hilfe oftmals auf 4 - 6 Waggons mit je 15 Tonnen. Aber auch das Austragen von Koks in die Keller von Mietshäusern gehörte zu unserer Arbeit. Eine Kiepe (Korb) mit Koks wog ca. 40 - 50 kg, es kam darauf an, ob es vorher geeignet hatte. An manchen Stellen hatten wir einen langen Laufweg vom Wagen auf der Straße bis zum Heizungskeller, in dem außerdem der Koks noch aufgeschippt werden musste, um die bestellte Menge unterzubringen. Ein Lastzug bestand aus einem Traktor und ein bis zwei Anhängern. Ich denke hier an einen Traktorfahrer, der es nicht begreifen konnte, dass wir so eine Arbeit zwangsmäßig ausführen mussten. Er konnte sich morgens die Mannschaft aussuchen. Kamen wir zu ihm, konnten

wir sicher sein, dass es „leichte Stellen“ waren. Immer glückte es nicht. Für diese Schundarbeit wurden wir bezahlt, wie viel entzieht sich heute meiner Kenntnis, es war sicherlich die niedrigste zumutbare Bezahlung.

Es war noch während meiner Kohlenzeit, als ich erfuhr, dass eine Lieferung Koks ausgerechnet in unser Haus ging und ich war auch dabei. Ich versuchte in eine andere Mannschaft zu kommen, ich wollte mich in der eigenen Straße nicht zeigen. Eine Änderung der Mannschaft war nicht mehr möglich. Wir fuhren also nach der Kulmbacherstraße. Nach ca. einer halben Stunde öffentlichen Koksschleppens stand plötzlich der Oberst vor mir. Ich muss vorerst bemerken, dass er über unsere Familienverhältnisse sehr genau informiert war. Auf seine Frage, wie ich zu dieser Arbeit gekommen bin, erklärte ich ihm so wie es war. Er schrieb sich den Namen der Kohlenfirma sowie die Adresse des Arbeitsamtes auf. Er wollte das tun, was er für richtig hielt. Zwei Tage später war die Kohlenarbeit für meine Kollegen und mich zu Ende. Was den Oberst im Jahre 1940 dazu bewogen hat, sich für Menschen „zweiter Klasse“ oder auch „Untermenschen“ so einzusetzen und ob es sein „Verdienst“ war, begreife ich bis zum heutigen Tage nicht, er war schließlich ein „Goldfasan“.

Wir alle wurden zu der Firma Holzbau in Lichtenberg vermittelt, die Barackenteile herstellte. In der Firma Holzbau waren wir eine große Gruppe von Zwangsverpflichteten, die in drei Schichten arbeiteten, von 6 - 14 Uhr, 14 - 22 Uhr und die Nachtschicht von 22 - 6 Uhr. In der Fabrik wurde am Abend nicht länger als bis 24 Uhr gearbeitet. Für den Rest der Zeit teilte man uns als Luftschutzwachen ein. Die Firma Holzbau produzierte ausschließlich Barackenteile. Außenwände, Zwischenwände, Dachkonstruktionen und andere Einzelteile gehörten zu unserer Arbeit. Für mich war diese Arbeit nach dem Kohlenschippen wie ein Paradies. Auf Grund meiner früheren Ausbildung stand ich meistens an Maschinen. In der Nachtschicht war ich also Luftschutzwache. War kein Fliegeralarm, konnten wir uns auf einigermaßen guten Holzpritschen mit Matratzen und Decken ausruhen und auch etwas schlafen. Kam Alarm, mussten wir, mit Stahlhelmen ausgerüstet, auf dem großen Holzplatz auf Wache gehen, um eventuelle Brandbomben aufzuspüren und zu löschen. Übungen kamen häufig in der Nachtschicht vor, aber von direkten Angriffen waren wir verschont. Oft erlebten wir in der Nacht einzigartige Schauspiele, wenn die englischen Flugzeuge über Berlin waren. Sie kamen in großen Geschwadern, wir hörten die Motorengeräusche, wir sahen die Fühler der Bodenscheinwerfer, um die Flugzeuge zu erfassen. Sollte es gelingen, ein Flugzeug im Bündel der Scheinwerfer zu erwischen, hatten die englischen Bomber eine besondere Taktik: Die Flugabwehrkanonen schossen aus allen Rohren. Die erfassten Flugzeuge gingen in den Sturzflug und ließen gleichzeitig einen Feuerstrahl hinter sich. Man wollte damit zeigen, dass man getroffen ist. Aus Sparsamkeitsgründen verlöschten die Scheinwerfer, die Abwehrkanonen schwiegen. Mit diesem Trick kam man aus der Gefahr heraus und konnte sich mit den anderen Flugzeugen wieder vereinigen. Dass wir dieses Schauspiel im Stillen bejubelten, darüber gab es keine Zweifel. Ein Flugzeug am Nachthimmel zu orten konnte man mit der Suche nach einer Stecknadel im Heuhafen vergleichen. Die Stahlhelme leisteten uns vor zu Boden fallenden Granatsplittern guten Schutz, trotzdem wurde einer von unseren Leuten einmal leicht verletzt.

Das Einvernehmen mit unseren arischen Kollegen, die es natürlich auch dort gab, war ohne Schwierigkeiten. Wir haben niemals ein Schimpfwort gehört, man hat uns behandelt, als wären wir ihresgleichen. Nicht nur das, man half uns, wenn irgendwo einmal der „Schuh drückte“.

Es war im Sommer 1940, wieder ging es nach Lindwerder. Unter den bereits eingetroffenen Leuten sah ich ein neues Gesicht, ein großgewachsenes und sehr hübsches Mädchen, die mit ihrer Mutter gekommen war. Sie hieß Stefanie, war 1 ½ Jahre jünger als ich. Sie wirkte etwas abwartend oder vielleicht zurückgezogen. Das Beisein ihrer Mutter störte weder mich noch die anderen Freunde. Wir kamen ins Gespräch und dabei stellte es sich heraus, dass sie einen kleinen Hörfehler hatte, der sie keinesfalls hinderte, an allen Geschehnissen normal teilzunehmen. Sie las auch einen Teil der Gespräche von den Lippen ab. Stefanie oder Steffi, wie ich sie nur nannte, gefiel mir vom ersten Augenblick sehr gut, sie war ein fröhliches und ausgeglichenes Mädchen, ein völlig anderer Mensch als die Muschi. Es zog mich mehr und mehr zu Steffi, so dass eine Trennung von Muschi in absehbarer Zeit unumgänglich war.



Lindenwerder im Sommer 1940 (Steffi 2. von links)

Am 1. September 1941 kam eine weitere durchgreifende Diskriminierung auf die jüdische Bevölkerung zu, die „Polizeiverordnung über die Kennzeichnung der Juden“. Uns wurde auferlegt, auf der linken Brustseite sichtlich und öffentlich den gelben Judenstern zu tragen, einen Davidstern mit dem Wort „Jude“ in imitierter hebräischer Schrift auf gelben Stoffgrund.



Er musste von uns für 20 Reichspfennige gekauft werden. Nach dem Gesetz mussten Vater und ich diesen Stern tragen. Meine Mutter konnte es niemals fassen, dass ihr Mann und Sohn dieser Schmach ausgesetzt waren, sie weinte bittere Tränen beim Annähen der Sterne. Gleichzeitig sollte eine „Judenwohnung“ mit einem Stern an der Wohnungstür gekennzeichnet werden. Auch von dieser Maßnahme waren wir betroffen, es half nichts, dass meine Mutter „arisch“ war. Vater musste den Stern an die Tür kleben. Mit dieser Verordnung wurden wir zum „Freiwild“ gestempelt. Wir waren der Willkür ausgesetzt, auf der Straße angepöbelt zu werden. Jeder Mensch sah, mit wem er es durch die schamlose Kennzeichnung zu tun hatte. Gleichzeitig mussten wir eine Genehmigung haben, die öffentlichen Verkehrsmittel nur dann zu benutzen, wenn sich der Arbeitsplatz mehr als sechs Kilometer vom Wohnort befand. Wir durften in allen Verkehrsmitteln nicht sitzen, wir mussten stehend die notwendige Fahrt absolvieren. Sehr oft verzichteten wir auf den Stern, wir waren noch so jung und konnten uns mit den befohlenen Einschränkungen nicht abfinden. Das Risiko, gefasst zu werden, war natürlich sehr groß. Hätten wir damals die Folgen erkannt, wären wir sicherlich etwas vorsichtiger gewesen.

Zurückkommend auf den Wohnungsstern, so klingelte es schon nach kurzer Zeit bei uns, der Fliegeroberst stand vor der Tür, den abgerissenen Türstern in der Hand. Er bat um Eintritt und erklärte uns kategorisch, dass er Kennzeichen dieser Art im Hause nicht dulde. Außerdem hätte er das Hausmeisterpaar aufgefordert, unbefugten Personen den Zugang zu unserer Wohnung zu verwei-

gern. Auf das Hausmeisterpaar war in jeder Beziehung Verlass. Wir kamen aus dem Staunen nicht mehr heraus. Der Mann war wohl in den Fünfigern, hatte einen Teil des Ersten Weltkrieges mitgemacht und wusste, dass Vater Major war und konnte scheinbar trotz „Goldfasan“ nicht begreifen, was um ihn herum geschieht. Hatte er rechtzeitig eingesehen, dass er auf das falsche Pferd gesetzt hat? Eine Antwort habe ich niemals erhalten. Ich versuchte diesen eigentümlichen Fliegeroberst nach dem Krieg ausfindig zu machen, ich habe ihn nicht gefunden. Man wünschte sich damals, dass es bedeutend mehr Menschen von dieser Sorte gegeben hätte, dann wäre der Spuk vielleicht schon früher zu Ende gewesen.

Ich denke auch an eine Dame, Else Galster, die Jugendfreundin meiner beiden Tanten, Else und Anna. Sie war eine höhere Magistratsbeamtin, die man zwingen wollte, in die Partei einzutreten. Sie fragte ihre Vorgesetzten, ob sich ihre Arbeit mit einer Parteizugehörigkeit verbessern würde. Scheinbar bekam sie keine rechte Antwort. Man legte ihr nahe, dass man sie eventuell aus dem Amt nehmen könnte. Ihre Antwort war, dass das Beamtenpensionsgesetz weiterhin besteht, sie hätte dann Anspruch auf eine angemessene Pension. Danach wurde es still, sie ging nicht in die Partei und setzte ihre bisherige Arbeit fort. Else Galster war in allen den schweren Jahren eine wahre und aufrichtige Freundin unserer Familie.

Ende 1941 wurden wir, fünf meiner Arbeitskollegen und ich, von der Firma Holzbau abgezogen und zu einer Möbel- und Kunsttischlerei, Otto Gleichmar, in der Zossenerstraße geschickt. Wir waren alle gelernte Tischler, meine praktische Ausbildung kam mir wieder zugute. Der Chef war ein älterer Herr mit wehendem weißen Haarschopf, er hätte Albert Einstein sein können, wenn man so will. Er war ein anständiger Mensch im Gegensatz zu seinem Sohn, der einen Druckposten bei der SS hatte. Er war ein ausgesprochener Strolch und behandelte uns, wie er es wohl „gelernt“ hatte, als Untermenschen. Es gab Schikanen in allen Formen, wenn es dem Herrn plötzlich einfiel. Unsere Arbeit war von verschiedener Art, ich selbst fertigte u.a. Transportkisten für optische Geräte an, innen verkleidet mit feinstem weißen Filz. Ein Teil von diesem Filz wurde von mir für eigene Zwecke organisiert. In dieser Beziehung gab es bei mir keine Moral. Drei andere Kollegen waren damit beschäftigt, ein großes Holzmodell, ca. zwei mal drei Meter Grundfläche, für das später zu bauende „Reichsforstamt“ zu erstellen. Die Nazis hatten immer noch Illusionen. Das Modell wurde niemals fertig, das Original erst recht nicht. Als ich dort aufhören musste, konnte ich mir nicht vorstellen, dass ich diese Firma inkl. SS-Juniorchef noch einmal, allerdings unter ganz anderen Voraussetzungen, wiedersehen würde.

Auch ich hatte die Möglichkeit, mir Freunde einzuladen. So traf es sich, dass wir bei uns vier Paare waren. Meine Eltern versprachen mir, uns nicht zu „stören“. Zu dieser Party kam auch Steffi. Mein Vater und meine Mutter mussten natürlich die Gäste begrüßen, erst kam Mutter und danach Vater, also jeder für sich. Was sich nach der Begrüßung bei meinen Eltern abspielte, habe ich erst viel später erfahren. Meine Mutter sagte zu meinem Vater, er solle das Mädchen herausfinden, welches ihm am Besten gefiel. Ich kann mich noch genau an diese Situation auf unserem Balkon in der Kulmbacherstraße erinnern, wie sich Vater mit allen unterhielt. Ich hatte natürlich nicht die geringste Ahnung von diesem „Test“. Vaters Wahl fiel eindeutig auf Steffi. Mein damals schon bestehendes und weiteres Verhalten zu Steffi wurde dadurch natürlich nicht beeinflusst, ich hatte sie schon vorher sehr lieb.

Die Zeiten verschärften sich zunehmend für die jüdische Bevölkerung. Am 10. Januar 1942 hatten wir die Verpflichtung zur Ablieferung von Pelz- und Wollsachen. Unsere Familie „spendete“ nichts, dafür hatte meine Mutter gesorgt.

Auf einer am 20. Januar 1942 abgehaltenen Konferenz von hohen SS-Offizieren, Gestapobeamten mit Reinhard Heydrich und Adolf Eichmann an der Spitze, sowie hohen Vertretern aus verschiedenen Ministerien, wurde der organisatorische Rahmenplan für die „Endlösung der Judenfrage“ vorgestellt und bearbeitet. Ein direkter Beschluss wurde auf dieser Konferenz nicht gefasst, denn die Deportationen der jüdischen Bevölkerung war bereits im vollen Gange. Die im Haus Am Gro-

ßen Wannsee 56 - 58 erörterten Maßnahmen, auch als „**Wannsee-Konferenz**“ bezeichnet, waren das endgültige Startzeichen zur „Ausrottung des Judentums in Europa“, so wie es Hitler immer in seinen Reden und Parolen herausgebrüllt hat. Dass von den bevorstehenden ungeheuren und bestialisches Maßnahmen nichts an die Öffentlichkeit gelangte - sie wurden als **Strenge Geheimsache** behandelt - trug natürlich dazu bei, uns in völliger Unkenntnis zu lassen, was eigentlich geschieht. Wären die Maßnahmen bekannt geworden, hätten sicherlich viele Betroffene einen Ausweg gefunden, um ihr Leben auf irgendeine Weise zu retten oder einem Weiterleben ein Ende zu setzen.

Es kam der Tag des „Gelben Sterns“. Von nun an hielten wir uns fern von der Öffentlichkeit. Das Ruderboot, Lindwerder, Uhlandeck waren für uns nicht mehr erreichbar. Der Kontakt zu Freunden wurde enger, wir waren mehr auf die Familien angewiesen. Gewiss kam es vor, dass wir uns nicht an Vorschriften hielten: Wir gingen ohne Stern ins Kino, tranken ein Bier in einem Restaurant ohne uns direkt bewusst zu sein, welchen Gefahren wir uns aussetzten. Oft wurde ich mit anderen auch in Steffis Familie eingeladen. Sie lebte mit ihrer Mutter und Großmutter in der Paulsbornerstraße, in der Nähe des Olivaer Platz. Steffis Eltern waren geschieden, ihr leiblicher Vater, Eduard Blum, lebte in Argentinien. Auch ihr Stiefvater, Emil Caro, war von Steffis Mutter geschieden. Steffi stammte aus einer gut situierten Familie, war immer vergnügt trotz ihrer Zwangsarbeit bei Siemens im Elektromotorenwerk. Sie hatte sich zur technischen Zeichnerin ausgebildet, hatte aber davon keinen Nutzen. Mit der Zeit entstand eine wahre und innige Freundschaft zwischen uns.

Unsere Freundschaft wurde immer fester und herzlicher. Jede nur mögliche Freizeit wurde ausgenutzt, um zusammen zu sein. Wenn Steffi zu uns kommen sollte, holte ich sie von ihrem Zuhause ab und brachte sie selbstverständlich wieder zurück, ein Fußweg von 25 Minuten in jeder Richtung. Für uns waren es immer gewonnene und ersehnte Minuten, die wir alleine verbringen konnten.

Am 14. März 1942 wurde Steffi 21 Jahre alt. Zu ihrem Geburtstag wollte ich ihr etwas ganz Besonderes schenken. Ich wusste, dass sie sehr viel und mit großem Geschmack für sich schneiderte und dachte mir, dass ein eigenhändig gefertigter Nähkasten ihr Freude bereiten könnte. Ich arbeitete weiterhin in der Tischlerei Gleichmar, die Voraussetzungen waren also gegeben. Ich baute einen Nähkasten mit Schubladen, Nussbaum furniert und eingelegten Intarsien, ein kleines Schmuckstück. Steffis Geburtstag kam und diesen Tag werde ich niemals vergessen. Ich überreichte ihr ein eingeschlagenes Paket. Zuerst wusste sie damit nichts anzufangen. Sie packte es aus, besah sich den Nähkasten und war völlig still. Sie sah mich an, sah alle anderen Anwesenden an, sie kam langsam auf mich zu, umarmte und küsste mich vor allen Leuten so innig und herzlich, ich hatte mit dieser „Glückssträhne“ nicht gerechnet. Was sonst nur im Verborgenen geschah, war nun öffentlich. Zur damaligen Zeit gehörte es nicht zur Tagesordnung, seine Gefühle vor allen Menschen offen zu zeigen. Ich erwähnte schon früher, dass sie etwas abwartend wirkte, davon war nun keine Rede mehr. Ich erkannte meine Steffi nicht mehr wieder. Es war trotz allem Elend um uns herum ein herrlicher Geburtstag. Mit der Überreichung des Nähkastens war er aber noch nicht zu Ende. In einem stillen Augenblick, wir waren beide alleine, fassten wir einen gemeinsamen und völlig spontanen Entschluss, der unser weiteres Leben verändern sollte, **wir verlobten uns**. Ich hatte die feste Überzeugung, dass ich durch meine „Abstammung“ eine Hilfe für Steffi sein konnte, um sie vor Verfolgungen schützen zu können. So verlief dieser Geburtstag vielleicht etwas anders als normal; Steffi und ich waren die glücklichsten Menschen. An diesem Tage hatte keiner der Anwesenden eine Ahnung, was vorgefallen war.

Unser gemeinsames Auftreten hatte sich nach unserer vorerst heimlichen Verlobung natürlich verändert, denn es gab nun nichts mehr zu verbergen. Von einem offiziellen Anhalten um Steffis Hand bei ihrer Mutter war keine Rede, einmal war Steffi nun „mündig“, was sie selbst sehr stark betonte. Sie meinte auch, dass so eine Tradition zu altmodisch sei. Unsere Angehörigen waren vielleicht etwas überrascht, aber sicherlich nicht verwundert, als wir ihnen von unserer Verlobung

berichteten. Es erfolgte kein Einspruch und alle beglückwünschten uns auf das Herzlichste. Mein Vater war besonders stolz auf seine zukünftige Schwiegertochter. Steffi hatte sofort ein sehr gutes Verhältnis zu meinen Eltern. Wir hatten trotz Verfolgungen und Demütigungen eine neue Zeit vor uns, wir hofften, dass wir die Zeit überstehen würden und glaubten, dass es zu zweit leichter wird. Wir planten eine schnelle Heirat, denn worauf sollten wir noch warten? Ein Wohnen bei meinen Eltern war aus Platzgründen nicht möglich, da sie gezwungen wurden, ein Zimmer an einen Untermieter abzugeben. Bei Steffi ging es in der nächsten Zeit auch nicht, da der Familie mitgeteilt wurde, die große Wohnung in Kürze zu verlassen. Sie bekamen aber dann eine Wohnung in der Xantenerstraße nahe dem Olivaer Platz, die auch für das junge Ehepaar ausreichte. Am 23. Juli 1942 gingen wir zum Standesamt Schmargendorf und kehrten von dort sehr glücklich als Herr und Frau Grunwald zurück. Im allerengsten Kreis feierten wir diesen Tag, leider überschattet durch die Nachrichten von den beginnenden Massendeportationen, besonders von älteren jüdischen Menschen. Die „Endlösung der Judenfrage“ begann seine Opfer zu suchen.

Wir lebten unser Leben so gut es ging, wir ließen uns unser Glück nicht schmälern. Wir waren in allen unseren Entschlüssen immer einig, wir wagten sehr viel trotz aller Gefahren, die um uns herum waren, wir wollten unter keinen Umständen aufgeben.

Am 4. September 1942 wurde ich 23 Jahre alt, ein Geburtstag, der schon sehr unter den Einflüssen der Geschehnisse stand, die besonders Steffis Familie betrafen. Steffis Großmutter, Agnes Knopf, eine achtzigjährige, sehr rüstige und vornehme alte Dame, erhielt den Bescheid, dass sie sich in wenigen Tagen für eine „Umsiedlung“ nach Theresienstadt bereit zu halten habe. Man hatte den alten Menschen, die man zuerst loswerden wollte, vorgegaukelt, einen „Einkaufsvertrag“ abzuschließen der ihnen auf Lebzeit (!) Unterkunft und Verpflegung in Theresienstadt in einem sogenannten Altersheim garantieren sollte. Der unglaublich freche Zynismus dieses „Angebots“ der Nazis bezweckte nichts anderes, als das Vermögen der Menschen unter einem offiziellen Mantel zu beschlagnahmen und es zugunsten des „Reiches“ einzuziehen. Die Großmutter wurde mit 30 kg erlaubten Gepäck am 10. September 1942 abgeholt und am 14. September mit dem 2. Großen Alterstransport nach Theresienstadt deportiert. Die Abholung der alten Menschen geschah in einem gedeckten Möbelwagen und vollkommen offen vor der übrigen Bevölkerung. Von der Großmutter soll noch einmal die Rede sein.

An meinem Geburtstag machten wir das, was zur Stunde möglich war. Meine liebe junge Frau schrieb ein Gedicht eigens für mich. Der Inhalt beeindruckt mich immer wieder, auch wenn über 50 Jahre vergangen sind. Die Zeilen sprechen für sich selbst.

Zum 4.9.1942.

Heut' zu Deinem Geburtstagsfeste
 Wünsch ich Dir, mein Guter,
 das Allerbeste. Heiß und innig
 von mir geliebt,
 Viel Freude, die uns
 Beide umgibt. Nur
 Glück soll Dich immer
 umgeben, Gesundheit
 und ein langes Leben.
 Wir müssen den Ernst des
 Lebens bezwingen, Dann
 werden wir es sicher zu etwas
 bringen. Wir leben in einer
 schweren Zeit,
 Ich hoffe, das Gute liegt nicht
 mehr weit. Fangen wir später
 von vorne an,
 Es nur noch bergauf gehen kann.
 Mit vereinten Kräften wird es gelingen,
 Den harten Stein aus dem Weg zu bringen.
 Die Stunden im Leben sind ernst und heiter,
 Mit eisernem Willen
 kommen wir weiter.
 Kopf hoch und auf die
 Füße gestellt, Dann
 öffnet sich das Tor der
 Welt.
 Mit frischem Mut wollen wir es durchschreiten,
 Glück und Liebe soll uns immer begleiten.
 Und mit gesunder, starker Kraft,
 Wird alles, was man will, geschafft.
 Mit klaren Augen in die Zukunft sehen,
 Kummer und Sorgen müssen vergehen.
 So fest wie unser unlösbares Band,
 Wollen wir arbeiten Hand in Hand.
 Und nun, mein einziges Gutes, zum Schluss,
 Bekommst Du einen ganz festen Kuss.
 Dieser soll als Siegel sein,
 Dass unsere Liebe ewig soll sein.
 Glück und Segen bis 100 Jahr.
 Dass wir es schaffen, das ist ganz klar.

von Deinem Dich innig liebenden
 kleinen *Steffiline*

Dieses Gedicht, verfasst von einer verliebten jungen Frau an ihren Mann, ist nicht nur ein Geburtstagsgedicht, es ist ein Gelöbnis. Aus diesen Zeilen spricht ein ungebrochener Optimismus. Wir glaubten wirklich daran, dass einmal eine bessere Zeit vor uns liegen wird.

Steffis Geburtstagsgedicht

zum 4. 9. 42.

Gut zu deinem Geburtstagste,
 Wunsch' ich Dir mein Gutes das Allerbeste
 Geß und innig von mir geliebt,
 Viel Freude, die uns beide umgibt.
 Nur Glück soll Dich immer umgeben,
 Gesundheit und ein langes Leben.
 Wir müssen den Ernst des Lebens bewirgen,
 Dann werden wir es sicher zu etwas bringen.
 Wir leben in einer schweren Zeit,
 Ich hoffe das Gute liegt nicht mehr weit.
 Fangen wir später von vorne an,
 Es nur noch bergauf gehen kann.
 Mit vereinten Kräften wird es gelingen,
 Den harten Stein aus dem Weg zu bringen.
 Die Stunden im Leben sind ernst und heiter,
 Mit eisernem Willen kommen wir weiter.
 Kopf hoch und fest auf die Füße gestellt
 Dann öffnet sich das Tor der Welt.
 Mit frischem Mut wollen wir es durchschreiten,
 Glück und Liebe soll uns immer begleiten.
 Und mit gesunder, starker Kraft,
 Wird alles, was man will, geschafft.
 Mit klaren Augen in die Zukunft sehen
 Kummer und Sorgen müssen abwehen.
 So fest wie unser unlösbares Band,
 So wollen wir arbeiten Hand in Hand.
 Und nun mein einziges Gutes zum Schluß
 Bekommt Die einen besonders festen Kuß
 Dieser soll als Siegel sein,
 Daß unsere Liebe ewig soll sein
 Glück und Segen bis 100 Jahr
 Daß wir es schaffen, daß ist ganz klar.

von Deinem Dich unigliebenden
 kleinen Stefflein



Die Deportationen nach dem Osten wurden immer häufiger. Orte wie Auschwitz, Birkenau, Treblinka wurden genannt, aber auch als Gerüchte bezeichnet. Von einer organisierten Vernichtung unschuldiger Menschen sickerte nichts durch. Die Geheimhaltung war 100 %.

Die Hauptmieterin der Wohnung in der Xantenerstraße, Tilly Lövi, wurde Ende September deportiert. Wir waren also nur noch drei Personen in der großen Wohnung, die wir nach kurzer Zeit auch verlassen mussten. In der Zwischenzeit wurde der Untermieter meiner Eltern auch deportiert. Steffi und ich wären gerne zu meinen Eltern gezogen, aber wir wollten auf der anderen Seite Steffis Mutter nicht vollkommen alleine lassen, denn sie war von Natur aus sehr ängstlich. Wir bekamen zwei Zimmer in einer 4-Zimmerwohnung in der Westfälischenstraße 85 in Wilmersdorf. Die Wohnung lag in einem Seitenflügel einer großen Villa, früher jüdischer Besitz, danach Büro der

Hausverwaltungsfirma Harms. Die Wohnung lag zu ebener Erde mit Küche und Bad, Zentralheizung und Warmwasser. Zum Haus gehörte ein Garten, der uns allerdings im Herbst und Winter nicht viel nutzte. Wir hatten nur den Wunsch, dass es so verbleiben sollte.

Ich wurde in der Westfälischenstraße als Hauptmieter eingesetzt. Als Ehepaar hatten wir Anspruch auf ein Zimmer, Alleinstehende ebenfalls ein Zimmer. Küche und Bad mussten geteilt werden. Mit uns wohnten noch zwei ältere Damen, die auch Zwangsarbeit leisten mussten. Trotz gewisser Enge und Rücksichtnahme auf andere Menschen fühlten wir uns in dieser Wohnung doch recht wohl.



Im Garten der Wohnung in der Westfälischenstraße, Januar 1943

Es ging zum Winter, wir hatten Glück, diese Wohnung zu bekommen. Die Lösung von Wohnungsfragen war völlig willkürlich. Brauchten Parteibonzen eine Wohnung besserer Klasse, warf man sehr schnell die jüdischen Mieter heraus, besonders, wenn sie in sogenannten arischen Häusern wohnten. Man setzte sie mit anderen Leidensgenossen in Wohnungen zusammen, die früher in jüdischem Besitz waren oder deportierte sie einfach, denn nach Ansicht der Nazis „störten“ sie nicht mehr und man war sie los.

Die Deportation von jüdischen Menschen, die nicht zur Zwangsarbeit herangezogen waren, ging unvermindert weiter. Mein Vater sowie Steffis Mutter hatten, wie alle anderen, auch Zwangsarbeit zu leisten. Der Zufall ergab, dass beide bei der gleichen Firma CATADYN arbeiteten. Die Arbeit soll nicht schwer gewesen sein, an Einzelheiten kann ich mich nicht mehr erinnern. Somit war auch eine tadellose Verständigung zwischen den Familien gegeben, das Telefon hatte man uns schon lange vorher abgenommen.

Die Zahl der noch übrig gebliebenen, aber zum größten Teil zwangsverpflichteten Menschen belief sich in Berlin auf ca. 15.000 Personen. Im Alter zwischen 14 und 65 Jahren mussten alle in der Kriegsindustrie arbeiten, ob Mann oder Frau, das spielte keine Rolle. Für uns war dieser Zustand ein Abwarten. Wir glaubten, durch unseren Einsatz vor Deportationen geschützt zu sein, wir bildeten uns ein, dass wir gebraucht werden. Mein Vater war durch meine Mutter in der Mischehe geschützt. Für mich als Mischling und damit auch für Steffi gab es auch keine direkte Gefahr, so nahmen wir es wenigstens an. Steffi erzählte mir bei Gelegenheit, dass ihr leiblicher Vater evange-

lich war. Wir besorgten uns augenblicklich auf dem zuständigen Standesamt eine Heiratsurkunde von Steffis Eltern. Die Religion ihres Vaters war tatsächlich evangelisch. Alle für uns wichtigen Papiere wurden bei meiner Mutter und anderen „arischen“ Verwandten in mehrfachen Kopien hinterlegt.

Es kam die Zeit, wo die ernstliche Frage zur Sprache kam, unterzutauchen und in der Illegalität das Kriegsende abzuwarten, denn es ging nach der Jahreswende 1942/43 für die Nazis abwärts. Für ein Wiederaufleben der früheren Erfolge im Kriege waren die Chancen gleich Null. Es hieß nun Aushalten. Die praktischen Voraussetzungen eines sicheren Untertauchens waren für uns leider sehr gering. Es wäre eventuell bei meinen Tanten Gertrud und Margarethe möglich gewesen, sie lebten in einer Villa in Eschersheim bei Frankfurt / Main. Ein Untertauchen konnte aber auch für unsere Angehörigen Gefahren bringen. Somit mussten wir diesen Gedanken fallen lassen. Heute muss ich unserer damaligen Jugend zuschreiben, dass wir trotz aller Turbulenz um uns herum ein glückliches und harmonisches Leben führen konnten. Die meiste uns zur Verfügung stehende Freizeit verbrachten wir im Kreise unserer engsten Familie.

Im Januar 1943 mussten auch meine Eltern die Wohnung in der Kulmbacherstraße aufgeben. Das Haus hatte den Besitzer gewechselt, der neue Hauswirt wollte auch keine Mischehen in seinem Hause haben. Der Fliegeroberst ist auch in der Zwischenzeit ausgezogen, von dieser Seite kam auch keine Hilfe mehr. Die Eltern bekamen in der Prinzregentenstraße 5, dritter Stock im Seitenflügel eine trotzdem schöne 2 ½ -Zimmerwohnung. So gut wie jedes Wochenende waren wir bei meinen Eltern, mit Steffis Mutter lebten wir sowieso zusammen. Die Zeit verging, die politische Situation verschlechterte sich zunehmend für das Hitlerregime. Im Januar 1943 fiel Stalingrad an der russischen Front. Für die deutschen Truppen gab es keine Alternativen, der Rückzug war ein Faktum und in vollem Gange. Trotz Niederlagen am laufenden Band und sicherlich mit der Gewissheit, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen war und damit das Ende der Nazidiktatur, holte die Gestapo zum letzten Schlage aus. Der „**Holocaust**“ wurde in seinem ganzen Umfang eingeleitet, um die „totale Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa“ durchzuführen. An den Kriegsfrenten gab es harten Widerstand und viele Verluste. Als Ausgleich konnte sich die Gestapo an völlig wehrlosen Menschen vergreifen. Die alten Menschen hatte man zum größten Teil nach Theresienstadt und Auschwitz deportiert, übrig blieben die Zwangsarbeiter. Niemand hatte eine Ahnung, was geschieht, das Erwachen war desto schlimmer.

Sonnabend, 27. Februar 1943

Dieser Tag bedeutete für die gequälten, verfolgten und wehrlosen Menschen die **KATASTROPHE**. In einer groß angelegten „Fabrikaktion“ holte sich die Gestapo völlig überraschend mit Unterstützung von SS-Schergen sämtliche jüdische Zwangsverpflichtete aus Fabriken, Werkstätten und anderen Arbeitsplätzen. Die Aktion begann in den frühen Morgenstunden und war bis auf wenige Ausnahmen am Nachmittag abgeschlossen. Man verhaftete auf einen Schlag ca. 1000 Menschen, verfrachtete sie auf Lastwagen zu riesigen Sammellagern. Für diese Aktion gab es Transportmittel, Benzin und Leute, wo doch sonst alles so knapp war. Wie durch ein Wunder waren Steffi und ich von dieser Aktion für den Augenblick verschont geblieben.

An diesem Sonnabendmorgen sagte Steffi zu mir, dass sie sich nicht wohl fühlte, sie wollte zu Hause bleiben. Steffis Mutter und ich machten uns wie üblich auf den Weg zu unseren jeweiligen Arbeitsstellen. Bei der Tischlerei Otto Gleichmar angekommen, gingen bereits Gerüchte über die gestartete Aktion um. Ich machte mich umgehendR , ohne ein Wort der Entschuldigung, wieder auf den Weg nach Hause. Unterwegs glaubte ich, Transporte zu Sammellagern zu sehen, war mir aber in der Aufregung nicht sicher. Zuhause angekommen traf ich Steffi wohlbehalten an. Sie wunderte sich, was passiert ist; sie hatte natürlich auch von allem keine Ahnung. Nachdem ich ihr von dem berichtete, was ich gerüchteweise erfahren hatte, beschlossen wir, erst einmal in der Wohnung zu bleiben, niemandem aufzumachen und abzuwarten, wenigstens bis zu der Zeit, wo wir die anderen Mitbewohner, so auch Steffis Mutter, zurückerwarteten. Die Zeit verging, niemand kam, wir blieben alleine. Dass etwas geschehen war, konnten auch wir nun begreifen, aber was? Später am Nachmittag, es war schon dunkel, machten wir uns ohne Sterne auf den Weg zu meinen Eltern. Meine Mutter war fassungslos, Vater war nicht zu Hause. Es hatte nun auch Vater erwischt. Am Abend kam ein sogenannter jüdischer Transporthelfer zu meiner Mutter, es war Kurt Crohn aus dem Waisenhaus in Pankow, der nun dieser sehr traurigen Beschäftigung nachgehen musste. Er brachte Grüße von meinem Vater, der im Gemeindehaus in der Rosenstrasse inhaftiert war. Dort hin brachte man alle Menschen, die in Mischehe lebten, Mischlinge waren oder andere „arisch Versippte“ im Nazijargon. Wir erfuhren von Kurt Crohn über Umfang und Größe dieser Aktion, die man am helllichten Tag mit einem unglaublichen Aufwand an Lastwagen und SS-Lümmeln durchführte, um diese armen Menschen in Sammellagern zusammenzupferchen. Ein Zurück von dort gab es nicht, die Bewachung war undurchlässig. Keiner von diesen Menschen konnte ahnen, welches Schicksal auf sie wartete. Wie die Rüstungsindustrie plötzlich ohne diese Zwangsarbeiter auskommen sollte, darüber wurde nichts bekannt. Es gab Proteste, aber was nutzten diese? Gegen die Gestapo zu opponieren war völlig sinnlos und mit Risiken verbunden.

Sehr bedrückt und beunruhigt gingen Steffi und ich am späten Abend in unsere leere Wohnung zurück. Wir hatten auch keine Nachricht von Steffis Mutter, wir wussten nicht, wo sie verblieben war. Wir verhielten uns ruhig, machten kein Licht, es geschah auch nichts, aber die große Ungewissheit ließ uns nicht zur Ruhe kommen.

Am Sonntagmorgen startete spontan eine große Demonstration arischer Frauen vor dem Sammel-lager in der Rosenstraße mit der Forderung, ihre Männer umgehend freizulassen. Diese Demonstration erstreckte sich über mehrere Tage und rund um die Uhr. Unter den Demonstranten befanden sich auch Menschen, die keine direkten Beziehungen zu der Verhaftungsaktion hatten, man sah sogar auch Männer in Wehrmachtsuniform, die mit sehr lauter Stimme sehr hart protestierten. Es kam zu drohenden Abschreckungsversuchen der SS. Man brachte sogar Maschinengewehre in Stellung, aber die Frauen gaben nicht nach. Keiner weiß heute, was geschehen wäre, wenn die SS in die aufgerührte Volksmenge geschossen hätte. Zum Schluss hatten sie Erfolg. Heute kann ich mich nicht mehr erinnern, ob sich meine Mutter auch an dieser Demonstration beteiligt hat; ich weiß es nicht. Wie ich erst in viel späterer Zeit in Erfahrung bringen konnte, war diese Aktion der erste und wohl auch letzte öffentliche Protest gegen das Naziregime. Es war nur ein sehr kleines Zeichen einer lange ersehnten Zivilcourage.

Montag, 1. März 1943

Dieser Tag brachte zuerst keine Neuigkeiten. Unsere Arbeitsstellen aufzusuchen war ausgeschlossen. So verging der Tag, wir wussten nicht recht, was wir machen sollten. Uns fiel einfach die Decke auf den Kopf. Wir beide hatten das Bedürfnis, aus dieser traurigen Situation herauszukommen. Wir glaubten und es schien so, dass sich Verhaftungswelle beruhigt hatte. Wir beschlossen, allem zum Trotz, am Abend ein Restaurant zu besuchen. Da wir Entschlüsse gleich welcher Art immer zusammen fassten, ist es heute unmöglich festzustellen, wer von uns auf diesen Gedanken kam, auszugehen. Wir landeten im „Zigeunerkeller“ am Kurfürstendamm. Wir fühlten uns wohl, wir dachten nicht an die Gegenwart, es war, als lebten wir in einer sehr tiefen Narkose. Nach allem Elend wollten wir auf andere Gedanken kommen. Es dauerte aber nicht sehr lange, bis wir rau

und bestimmt in die Wirklichkeit zurückversetzt wurden. An unseren Tisch traten zwei mit Ledermänteln und Schlapphüten bekleidete Männer, unverkennbar Gestapobeamte. Man verlangte unsere Ausweise. Damit war unser Schicksal besiegelt. An eine Flucht war nicht zu denken, der Eingang war bewacht. Von den übrigen Gästen nahm von dem Vorfall niemand Notiz, denn Razzien kamen sehr häufig vor. Wir hatten nur noch das bereits Verzehrte zu bezahlen und dann ging es hinaus. Vor der Tür standen drei Lastwagen, zwei für Männer und einer für Frauen. Die Wagen waren bereits mit anderen Menschen besetzt, nicht nur jüdische Leute, es waren auch einige Deserteure dabei. Ein Winken von meiner Steffi war das Letzte, was ich noch von ihr sah, bevor sie ihren Lastwagen bestieg.

Ich habe sie niemals wiedergesehen.

Oft habe ich mir die Frage gestellt, ob unser Handeln an diesem Montagabend richtig oder falsch war. Haben wir dadurch unser Schicksal provoziert? Was wäre gewesen, wenn wir an diesem Abend nicht in den „Zigeunerkeller“ gegangen wären? Hätte man uns auf eine andere Art gefasst? Diese Fragen haben mich sehr lange gequält, niemand konnte mir eine Antwort geben. Ein Untertauchen nach den Geschehnissen vom Sonnabend war auch nicht möglich, es war weder vorbereitet noch durchführbar. An diesem Tag stürzte eine Welt für mich zusammen, eine kurze und sehr glückliche Ehe wurde durch das Handeln von infamen Verbrechern zerstört. **Warum???**

Ich habe es heute schwer, die folgenden Tage chronologisch zu beschreiben. Vom „Zigeunerkeller“ brachte man mich als Mischling nicht in die Rosenstraße, sondern direkt in das Sammellager in der Großen Hamburger Straße, das frühere jüdische Altersheim. Ich vermutete, dass man auch Steffi dorthin brachte, aber ich konnte sie nicht finden und wusste nicht, wo sie verblieben war. Ich kam in dieses Sammellager wie ich ging und stand. Unmittelbar machte ich geltend, dass ich Mischling war. Es herrschte ein Chaos ohne Gleichen. Keiner wusste, was demnächst geschah. Wir wurden in den vorhandenen Räumen untergebracht, ein Strohsack auf der Erde, keine Decke. Jüdische Helfer nahmen unsere Personalien auf. Auf Fragen bekamen wir keine Antworten, von der SS sahen wir kaum etwas. In diesem Chaos, wo es ein Kommen und Gehen gab, wäre es für mich sehr leicht gewesen, von dort zu fliehen, aber die große Hoffnung, Steffi zu treffen, hielt mich von diesem Vorhaben ab.

Dienstag, 2. März 1943

Im Laufe des Vormittags treffe ich zufällig Kurt Crohn. Ich bat ihn, umgehend zu meiner Mutter zu gehen und ihr von dem Geschehenen zu berichten. Schon am Nachmittag traf ich Crohn mit meiner Mutter wieder. Sie brachte die notwendigen Papiere für mich. Meine Mutter setzte sich durch, mich zu sprechen. Sie erzählte mir u.a., sie hätte Nachricht von Steffi, sie wäre in der Rosenstraße. Eine Helferin hatte meiner Mutter eine schriftliche Mitteilung überbracht. Sie lautete:

„Gehen Sie bitte zu meinen Eltern, Frau Paula Grunwald, Berlin W 30, Prinzregentenstraße 5 am Prager Platz. Wo ist Walter und Mutti? Bin in der Rosenstraße.

Gruß, Kuss, Steffi.

SCHICKT ESSEN HER!!

Arische Papiere mitbringen!!

Tun Sie diesen Liebesdienst für mich.“

Wie ich das hörte, stieg meine Hoffnung auf ein Wiedersehen. Ich versuchte, in die Rosenstraße überstellt zu werden, das ging nicht, da dieses Lager nur ein Auffanglager war. Am gleichen Tage erreichte meine Mutter eine zweite Nachricht von Steffi:

**„An Frau Paula Grunwald
Berlin W, Prinzregentenstraße 5
Gth. III Bitte die
Lebensmittelkarten Eisenbahnstraße
in der Schule anzumelden. Mittwoch
9-11 Uhr. Haushaltkarte liegt zu
Hause. Steffi.“**

Diese beiden Nachrichten kamen von Steffi aus der Rosenstraße. Meine Mutter schaffte schnellstens die schon vorher genannte Heiratsurkunde von Steffis Eltern und noch andere Papiere in ihr Sammellager. Es war unmöglich, die weiteren Geschehnisse dort zu ergründen, ich habe danach nichts mehr erfahren.

Gehen Sie bitte
 zu meinen Eltern
 Frau Paula Grunwald
 Berlin W30
 Prinzregentstr. 5.
 am
 Magorplatz
 Wo ist Walter und Matti,
 bin in der Rosenstr.
 Gruß kurz Steffi.

Schickt Essen
 her !!

Armsche Papiere
 um Sie diesen Liebesdienst ^{mitbringen}
 für mich

An Frau

Paula Grunwald
 Berlin W

Prinzregentinstr. 5. Ghs III.

Bitte die Lebensmittelkarte Eisenbahn-
 str. in der Schule anzumelden. Mittwoch
 9-11 Uhr. Haushaltskarte liegt zu
 Hause.

Steffi.

Mittwoch, 3. März 1943

Nach wie vor befinde ich mich in der Großen Hamburger Straße. Durch Kurt Crohn, der sich als Helfer zwischen den einzelnen Lagern frei bewegen konnte, erfuhr ich, dass sich mein Vater sowie Steffi weiterhin in der Rosenstraße befanden. Er erzählte mir auch, dass mein Vater Steffi getroffen hat und lange mit ihr sprechen konnte. Es erwies sich, dass sie sich als Mischling registrieren konnte, was sie mit der überbrachten Heiratsurkunde nachweisen wollte. Sie hatte auch erfahren, dass ich in der Großen Hamburger Straße war und glaubte, dahin zu kommen. Meine Mutter besuchte mich noch am gleichen Nachmittag. Ich bat sie, für mich und Steffi aus unserer Wohnung die notwendigsten Sachen zu holen und sie mit Hilfe von Kurt Crohn in die jeweiligen Lager zu schaffen. So unwahrscheinlich es auch klingt, meine Mutter brachte es so gut wie täglich fertig, mich in meinem Sammellager zu besuchen, in die Rosenstraße kam sie nicht. Vielleicht hatte das mit den Demonstrationen der arischen Frauen zu tun.

Donnerstag, 4. März 1943

Am nächsten Morgen brachten mir meine Mutter und Kurt Crohn in einem Rucksack die gewünschten Sachen wie grobe Kleidung, Schuhe, feste Lebensmittel usw. Auch für Steffi war ein Rucksack gepackt, der von Kurt Crohn zur Rosenstraße gebracht wurde. Von diesem Zeitpunkt war über den Verbleib von Steffi nichts mehr zu erfahren. In der Rosenstraße war sie nicht mehr aufzufinden, Nachforschungen blieben erfolglos. Ich suchte sie in meinem Lager unter Tausenden, aber da war sie nicht. An diesem Tage wurde mir auch mitgeteilt, dass ich als Mischling nach Theresienstadt kommen sollte. Ich erhielt eine Transportnummer, 1/90-12036. Man wies mir einen Platz im 4. Stock an, das Stockwerk der Theresienstädter. Ich glaubte immer noch, dass Steffi zu mir stoßen würde, ich konnte es einfach nicht begreifen, wo sie verblieben war. Erst zu einem viel späteren Zeitpunkt, auf den ich noch zurückkomme, musste ich erfahren, dass Steffi am Donnerstag, den 4. März 1943 in einem Osttransport ohne die allernötigsten Sachen nach Auschwitz deportiert wurde. Als Beweis dafür erhielten meine Eltern Ende April 1943 eine Nachricht von Steffi, die sie aus dem fahrenden Zug geworfen hat. Die Nachricht kam in einem Kuvert mit der Post, sie lautet:

„5.3.43

Liebe Mutti!

Wir sind schon auf der Reise nach Oberschlesien. Fahren schon 15 Stunden. Bin gesund. Lass Walter nachkommen. Habe große Sehnsucht. Ich schreibe bei schneller Fahrt. Grüße alle von mir. Vati habe ich noch vorher gesprochen.

**Innige Küsse
von Steffi.“**

Diese Nachricht war das letzte Lebenszeichen von meiner Steffi. Was ging in ihr vor, als sie diese Zeilen schrieb? Ungewissheit über das, was sie zu erwarten hatte? Hoffnung, mich durch mein Nachkommen zu treffen? Sie wurde unschuldig von einem System und Verbrechern ermordet, welche die Ausrottung der jüdischen Rasse zum Ziel hatten. Ich habe diese Zeilen erst nach dem Krieg zu lesen bekommen: Ich bin dankbar, dass ich sie heute als Originale neben anderen Erinnerungsstücken, u.a. dem früher genannten Nähkasten, dem Geburtstagsgedicht etc. in meinem Besitz habe.

Steffis letztes Lebenszeichen

5.3.43
Liebe Mutti,
Wir sind schon auf der Reise nach
Oberschlesien. Fahren schon 15 Stdn.
Bin gesund, lass Walter nach-
kommen, habe große Seh-
nsucht. Ich schreibe bei schneller
Fahrt.
Grüße alle von mir. Vati
habe ich noch vorher gespro-
chen,
Innige Küsse
von Steffi.

Es gab also Menschen, die es fertig gebracht haben, sich von dem Naziterror fernzuhalten. Sie mussten an der Bahnstrecke gemerkt haben, welche Last in den Güterwagen verborgen war. Dank dieser mutigen Menschen kam Steffis letztes Lebenszeichen an die richtige Adresse. Diese Mitteilung gab uns allerdings eine sehr traurige Nachricht.

Am 8. März 1943 wurde mein Vater nach zehntägiger Haft aus der Rosenstraße entlassen. Er konnte dank meiner „arischen“ Mutter als freier Mann in die gemeinsame Wohnung zurückkehren.

Anfang 1992, also 50 Jahre später, fing ich an, über mich selbst und andere Familienangehörige Nachforschungen zu betreiben. Große Hilfe leisteten mir das Landesarchiv Berlin und das Bundesarchiv, Abteilung Potsdam. Die deutsche Gründlichkeit im Dritten Reich war so groß, dass Unterlagen über die Verfolgung der jüdischen Bevölkerung zum größten Teil erhalten geblieben sind. Auf diese Weise hatte ich Zugang zu meinen sowie Steffis Papieren, Transportlisten, dem Inventarverzeichnis der beschlagnahmten Wohnung in der Westfälischenstraße etc. etc. Steffi kam mit dem 34. Osttransport am 4. März 1943 nach Auschwitz, wo sie den gleichen Weg wie viele Millionen anderer Menschen gehen musste. Ich fand Steffis Namen in den Transportlisten des 34. Osttransportes ganz am Schluss mit einer Transportnummer, die zu Spekulationen führte. Ihre Anfangsnummer war 1/90, aber keine weiteren Ziffern. Es ist daher nicht ausgeschlossen, dass sie mit der gleichen Hauptnummer wie ich für Theresienstadt eingeteilt wurde. Es ist möglich, dass sie im Lager Rosenstraße aufgerufen wurde, aber durch ihren Hörfehler davon keine Notiz genommen hat oder gegen sogenannte „privilegierte Juden“, die nach Theresienstadt kommen sollten, ausgetauscht und dadurch mit dem nächsten Osttransport nach Auschwitz und in den sicheren Tod geschickt wurde. Solche Manipulationen gehörten bei der Gestapo zur Tagesordnung, um die vorgeschriebenen Transportquoten zu erfüllen. Wie gesagt, es ist eine Spekulation. Was geschehen ist, wird für mich immer eine sehr große Ungewissheit bleiben.

Weitere Nachforschungen ergaben, dass Steffis Mutter bereits am zweiten Tag nach der Aktion mit dem 31. Osttransport am 1. März 1943 nach Auschwitz deportiert wurde. Sie erlitt das gleiche Schicksal.

145
48

Lfd. Nr.	Name	Vorname	Geb. Datum	Geb. Ort	Adresse	Kennz.
✓ 901	Stern	Lilla	26.9.42	Berlin	Altenburgerstr. 25	II/1451
✓ 902	Wagner geb. Hager	Anna	16.2.27	Berlin	15. Auguststr. 42	II/1452
✓ 903	Wetzer	Jaschka	8.4.39	Siedlitz	45b	II/1453
✓ 904	Emmerich geb. Brandt	Käte Sara	28.4.76	Berlin	3.30, Heabergerstr. 33	II/1454
✓ 905	Spektor geb. Janschukower	Dwora	1.11.85	Odessa	Schng. Frlsingerstr. 2	II/1455
✓ 906	Reinthal	Georg Israel	11.3.22	Altsinsen	11.07, Jagowstr. 43	II/1456
✓ 907	Reinthal geb. Abraham	Sera Sara	23.10.22	Brandenburg	dto.	II/1457
✓ 908	Rubin	Senta Sara	8.8.22	Gleason	4.30, Heabergerstr. 29 b/Meyer	II/1458
✓ 909	Mendelsohn geb. Blumenfeld	Betty Sara	1.7.93	Striegau Jcal.	88.07, Pienburgerstr. 10	II/1459
✓ 910	Mandelsohn	Edith Sara	28.8.25	Berlin	dto.	II/1460
✓ 911	Adas geb. Aron	Bertha Sara	11.10.83	Thorn	Schillstr. 9	II/1461
✓ 912	Jachtel geb. Bouze	Ida Sara	19.2.21	Odessa	1.30, Barbarossastr. 57	II/1462
✓ 913	Kartelak	Cécilie Sara	12.9.02	Korutschatschen	8.4, Gr. Baumgartenstr. 20	II/20
✓ 914	Altschul	Iles Sara	18.7.10	Berlin	7.30, Barbarossastr. 25	II/29
✓ 915	Robert geb. Schafroth	Gertrud Sara	7.7.04	Berlin	118.21, Krefelderstr. 7	II/31
✓ 916	Lohberger geb. Rosenthal	Eva Sara	11.3.20	Berlin	8.54, Farnbellenerstr. 79	II/56
✓ 917	Bronszel geb. Michaleis	Ruth Sara	2.5.12	Berlin	8.58, Altsstr. 1 b/Prinz	II/61
✓ 918	Löwy	Lotta Sara	28.9.05	Berlin	Malensee, Bektowstr. 20	II/81
✓ 919	Grundwald geb. Blau	Stefanie Sara	14.3.21	Berlin	711a, Jerschkowstr. 85	II/90
✓ 920	Gless geb. Kantorowicz	Edith Sara	14.1.13	Berlin	C.2, Fischerstr. 34	II/115

11/115 2. April 1942

21461983

Auszug aus der Liste von Steffis Transport (s. Rahmen)

Zurück zur Großen Hamburger Straße. Die Tage vergingen, es geschah nichts. Hin und wieder traf SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann im Lager zur Inspektion ein. Dieser Mann leitete die praktische Organisation der Verhaftungen, der Transporte, den Vernichtungsapparat sämtlicher Lager. Er organisierte und leitete die perfekte Durchführung der von Hitler befohlenen „Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa“. Die abscheulichen Morde von Millionen Menschen gingen auf sein Konto. Er besudelte sich nicht selbst, er erteilte Befehle an seine Leute, um die schmutzigen Vernichtungen für ihn zu vollstrecken. Der israelische Geheimdienst spürte ihn nach dem Krieg in Argentinien auf. Man brachte ihn nach Israel, eine Sensation, die um die ganze Welt ging. In Jerusalem stellte man Eichmann vor ein Gericht, wo er immer wieder beteuerte, er sei Soldat und hätte nur die ihm aufgetragenen Befehle ausgeführt. Seine kläglichen Argumente nutzten ihm nichts, er wurde zum Tode durch Erhängen verurteilt und wenige Monate später hingerichtet. Jeder noch heute Überlebende des Holocaust weiß, welche Rolle der aus Österreich kommende SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann im Dritten Reich gespielt hat. Alleine schon sein Name erweckte bei allen die größten Furcht- und Angstzustände.

Dienstag / Mittwoch, 16. / 17. März 1943

Meine Eltern besuchten mich so oft es nur ging. Es kam der Tag, wo es auch für mich soweit war, auf Transport zu gehen. Vorher musste ich unterschreiben, dass mein ganzer Besitz zugunsten des „Reiches“ eingezogen wird und ich die deutsche Staatsangehörigkeit verloren habe. Ich hatte keinen Besitz und auf die Angehörigkeit dieses Staates konnte ich gerne verzichten. In den Tagen vor dem Abtransport berichteten meine Eltern, dass beide Brüder meiner Mutter, Alfred und Hans, die bereits versiegelte Wohnung in der Westfälischenstraße aufsuchten, um noch persönliche Sachen herauszuholen. Um das Siegel der Gestapo kümmerten sie sich nicht. Aus der Versiegelung ist zu schließen, dass man uns auch dort gesucht hat.

Wenn ich heute darüber nachdenke, welche Gedanken und Ungewissheiten mich in diesen Tagen bewegten, so kann ich es nicht mehr rekapitulieren. Konnte ich ahnen, was mir bevorstand? Hatte ich Hoffnungen auf ein Wiedersehen mit meiner Steffi? Bestand die Möglichkeit, dieses Verbrechertum zu überleben? Damals wusste ich es nicht.

Am 17. März ging der Transport nach Theresienstadt. Meine Eltern kamen noch am Abend davor, um Abschied zu nehmen. Es war für uns alle eine sehr schwere Stunde. Mit meinen Eltern hätte ich aus der Großen Hamburger Straße ohne Schwierigkeiten spazieren können, es herrschte eine große Unordnung. Die Türwache hatte die Kontrolle verloren. Aber wo sollte ich hin? Nochmals meinen Vater durch eine Flucht zu gefährden, war für mich nicht diskutabel. Außerdem hatte ich immer noch eine ganz kleine Hoffnung, auch Steffi in Theresienstadt zu treffen. Von Steffis letzter Nachricht wusste keiner von uns. Bei unserem schweren Abschied konnte weder meine Mutter noch ich wissen, dass wir uns in wenigen Monaten unter ganz anderen Umständen wiedersehen sollten.

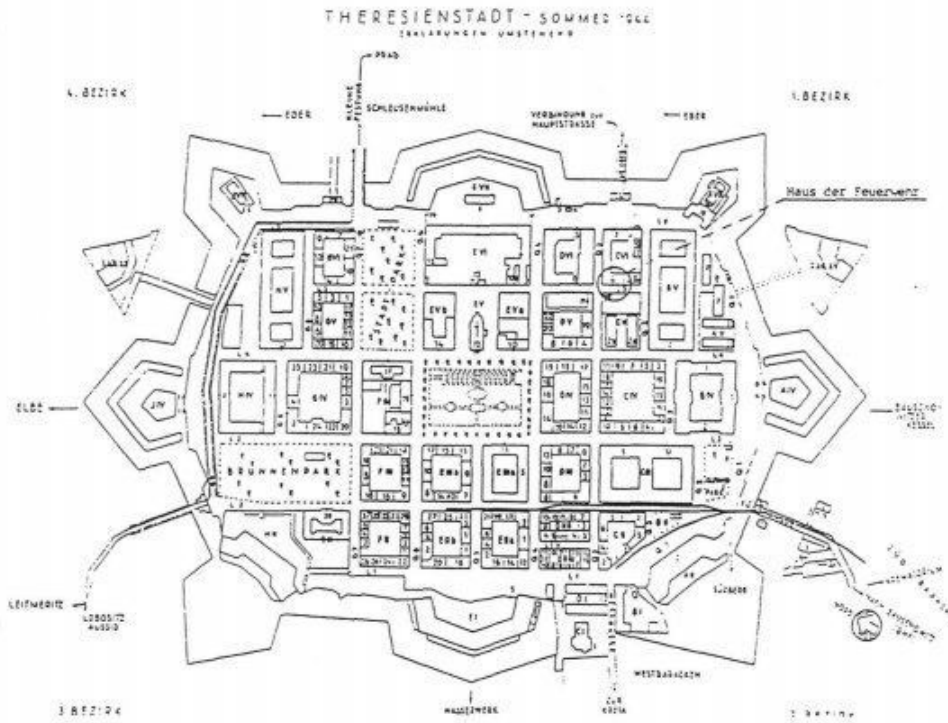
Am nächsten Tag, Mittwoch, den 17. März, nachmittags, war es soweit. Wir waren 1164 Personen in verschiedenen Altersgruppen, die sich zum Transport fertig machten. Auf Lastwagen wurden wir mit unserem Gepäck zum Lehrter Güterbahnhof gefahren. Da das „Verladen“ am hellen Tage vor sich ging, hatte die „Zuschauer“ auf der Brücke über dem Güterbahnhof volle Einsicht in die Geschehnisse. Dort warteten gedeckte Güterwagen, besser Viehwagen, auf uns. Die anwesenden SS-Knechte trieben 75 Personen mit rohen Schlägen in die einzelnen Waggons. Auf dem Boden der Wagen lag eine dünne Schicht Stroh, in einer Ecke stand ein **Kübel für die Notdurft!!** Dieses Mal trennte man Frauen und Männer nicht. Wir erhielten vorher von der Jüdischen Gemeinde noch etwas Verpflegung, aber nichts zum Trinken. Was diese Details bei einer Fahrt von unbestimmter Dauer zu bedeuten hatten, braucht hier nicht extra erwähnt zu werden. Über die Lüftungsluken hatte man von außen Stacheldraht genagelt, um eine Flucht zu vereiteln. Nachdem die Wagen mit der Menschenlast gefüllt waren, wurden die Schiebetüren von außen verschlossen und plombiert, wir waren gefangen. Ich hatte Glück in einen Wagen mit fast Gleichaltrigen zu kommen. Keiner von uns wusste, ob die Fahrt wirklich nach Theresienstadt ging. Durch die Ungewissheit entstanden Gerüchte übelster Art. Als der Zug anrollte, versuchten wir es uns, den Verhältnissen entsprechend, so bequem wie nur möglich zu machen. Bei dem wenigen Platz, den wir zur Verfügung hatten, lösten wir uns ab zu stehen, zu hocken oder etwas Schlaf im Liegen zu bekommen. Die Leute, die an der Lüftungsluke standen, mussten berichten, welche Stationsnamen sie sahen. Als wir durch den Hauptbahnhof von Dresden fuhren, atmeten wir auf, verschwanden die Zweifel, wir fuhren in die rechte Richtung.

Auf der ganzen Reise gab es viele Aufenthalte, dadurch wurde die Reisezeit verlängert. Am nächsten Morgen erreichten wir Bauschowitz, eine Bahnstation in der Nähe von Theresienstadt. Mit viel Gebrüll und Befehlen der SS verließen wir die Wagen. Wir konnten uns endlich strecken. Wir mussten uns in Viererreihen aufstellen, darauf erfolgte der Abmarsch, dieses Mal bewacht von tschechischen Gendarmen, scheinbar auch linientreuen Nazis, so etwas gab es. Nach 4 km Fußmarsch erreichten wir mit unserem Gepäck Theresienstadt. Ein neuer, aber sehr ungewisser Abschnitt in meinem Leben beginnt.

Theresienstadt März 1943 - Kriegsende 1945

Zwischen den Jahren 1780 und 1790 entstand eine Festung an dem Fluss Eger, die den Namen Theresienstadt bekam. Sie wurde zu der Zeit der Kaiserin Maria Theresia erbaut. Die Festung sollte die militärische Kontrolle über die in der Nähe fließende Elbe bei der Stadt Leitmeritz ausüben, um eine Bedrohung durch die Preußen zu verhindern. Die Stadt ist von Kasematten und Wallgräben umgeben, mit Öffnungen in den vier Himmelsrichtungen. Innerhalb der Stadt befinden sich elf große Kasernen im damaligen Baustil. Die zwei- bis dreistöckigen Wohnhäuser stammen aus späterer Zeit. Auffallend ist die strikte Symmetrie des Stadtplanes. Die Straßen verlaufen parallel und im rechten Winkel. Im Jahr 1888 wurde der Festungsstatus aufgehoben, die militärische Entwicklung hatte für diese Art von Festung keinen Gebrauch mehr. Die Stadt funktionierte seitdem wie jede andere Stadt im böhmischen Teil der Tschechoslowakei, heute Tschechien. Die alten Kasernen erfüllten für das spätere Militär noch ihren Zweck. Die Einwohneranzahl hielt sich um die 6000 Personen.

Nachdem das Land von Hitler besetzt wurde, regierte dort der Reichsprotektor für Böhmen und Mähren und Chef des Reichssicherheitshauptamtes, **SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich**, der Hauptverantwortliche für die „Endlösung der Judenfrage“ und rechte Hand vom Reichsführer SS Heinrich Himmler, im Volksmund auch als „**Reichsheini**“ bekannt. Theresienstadt war für Heydrich der geeignete Ort, dort ein Ghetto für die tschechischen jüdischen Menschen zu errichten. Durch die Anlage der Stadt war sie mit einem Mindestaufwand von Personal zu bewachen. Im Jahre 1941 wurde die ortsansässige Bevölkerung zwangsevakuert, man brauchte Platz für die Juden, die meisten aus der Tschechoslowakei. In dieses Ghetto kamen aber auch aus Deutschland die sogenannten „Privilegierten“, alte Menschen, Mischlinge oder sonst wie Häftlinge mit „halbarischem“ Hintergrund. Das „**Ghetto Theresienstadt**“, wie es offiziell hieß, besaß auf dem Papier eine Selbstverwaltung mit einem Ältestenrat an der Spitze. Einrichtungen wie Post, Bank, eigenes Geld (völlig wertlos), Arbeitsamt, Polizei usw. Man verpflanzte die deutsche Bürokratie in diese Verwaltung, die aber nichts weiter als das ausführende Organ der SS-Kommandantur darstellte. Der Schein einer eigenen Stadt, die „Hitler den Juden geschenkt“ hat, sollte nach außen gewahrt sein. Die größte Belegung der Stadt belief sich einmal auf ca. 80.000 Menschen. Heydrich erklärte, dass die zugeteilte Fläche von 1,6 m² pro Person ausreichte. Die Juden sollten lernen, auch mit weniger Platz, besonders *unter der Erde*, auszukommen. Ich selbst habe von diesen Einrichtungen Theresienstadts nicht allzu viel gesehen und erlebt, was aus den folgenden Berichten hervorgehen wird. Es gibt heute unzählige Werke, die sich dokumentarisch mit Einzelheiten dieses Ghettos und seiner Verwaltung beschäftigen. Trotzdem will ich versuchen, das zu schildern, mit dem ich persönlich in Kontakt kam.



Stadtplan von Theresienstadt

Der Marsch in Richtung Theresienstadt ging langsam und schweigend. Keiner von uns wusste, was uns erwartete, jeder hatte mit sich zu tun. Wir kamen an das Tor der Kasematten. Beim Durchgehen war ich mir völlig im Klaren, dass es für mich kein Zurück mehr gibt, dass meine Zeit begrenzt und die Hoffnung auf ein Überleben so gut wie ausgeschlossen ist. Die Marschkolonnen schlängelte sich zum ersten Anhalt, der Hannover-Kaserne. Alle Kasernen hatten deutsche Namen erhalten. Wir kamen in die sogenannte „Schleuse“, dort wurden wir visitiert, das Gepäck kontrolliert. Geld, Wertsachen, Schmuck und Lebensmittel nahm man uns weg. Zu unserer allergrößten Verwunderung mussten wir feststellen, dass die Kontrolle teilweise auch von abkommandierten Ghettoinsassen vorgenommen wurde, die manchmal im Ton und Handeln der SS nicht viel nachstanden. Es war unfassbar, dass sich die eigenen Leute so benahmen. Hin und wieder ließ sich die SS blicken, ohne nennenswert einzugreifen. Es erwies sich später, dass die meisten und wichtigsten Posten in der Selbstverwaltung von Tschechen besetzt worden waren. Ihnen wurde scheinbar das Privileg zugeschrieben, weil sie zuerst da waren. Ein gewisser Hass auf die deutschen Neuankömmlinge, „die Reichsdeutschen“, war nicht zu verkennen. Die Kontrolle meines Gepäcks ging verhältnismäßig schnell. Was ich an Wertsachen hatte, meine Armbanduhr sowie Ehering, behielt ich, ebenso die Lebensmittel in Trockenform. Keiner fragte und damit war die Angelegenheit für mich erledigt. Es ging weiter zur Registrierung. Die wichtigste Identifikation war meine Transportnummer, die mir in Zukunft immer folgte. Man fragte mich aus über Arbeitsfähigkeit, welche Arbeit ich vorher gemacht hatte, Gesundheitszustand und noch vieles mehr. Der nächste Schritt war, mir eine Bleibe anzuweisen. Männer und Frauen wurden getrennt, das galt auch für Ehepaare. Zu Anfang war es auch verboten, sich in den einzelnen Unterkünften zu besuchen. Ich erhielt auf dem zugigen Dachboden der Hannover-Kaserne einen Platz mit einer Matratze aus Papiergewebe, gefüllt mit sehr wenig Stroh, Größe 190 x 80 cm. Die Matratzen lagen auf dem Fußboden mit Zwischenräumen von ca. 15 cm, die Transportnummer an der Wand. Der Platz auf dem Dachboden sollte für die nächste Zeit meine Bleibe sein. In meinem Rucksack hatte ich eine Decke, die mir gute Dienste leistete. Man hatte weder Laken noch Kissen, man schlief mit angezogenen Sachen. Der Wind pffte durch die offenen Dachsparren, man musste sich warm halten,

denn irgendeine Form von Heizung gab es nicht. Die Verzweiflung stieg mehr und mehr, aber was hatte ich zu wählen? Mit der Zeit stumpfte man ab, es war einem alles egal. Jede Abteilung hatte einen „Stubenältesten“, der wieder dem „Stockwerkältesten“ unterstellt war, der auch einen „Vorgesetzten“ hatte, usw. usw. Vom Stubenältesten bekam ich auch die Verpflegung, d.h. die Essenskarte, Zuteilungen wie Brot, Margarine und Zucker. Ich kann mich heute nicht erinnern, wie groß oder besser gesagt wie klein die Zuteilungen waren, es war zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Hier blühte die Bürokratie. Alles musste schriftlich beantragt und quittiert werden, man sorgte für Beschäftigung. Die Korruption war enorm. In den ersten Tagen litt ich an Schlaflosigkeit; die Nächte waren am Schlimmsten. Man konnte sich vor Ungeziefer kaum retten. Die sanitären Verhältnisse waren völlig unzureichend. Im Keller der Kaserne befanden sich einige **LATRINEN** mit einem sogenannten „Donnerbalken“, in einem anderen Raum die Waschgelegenheiten, eine Steinrinne an der Wand mit einer Reihe von Kaltwasserhähnen. Verließ man seine Matratze, hatte man die Sorge, dass man bestohlen wurde. Man musste die wenigen Habseligkeiten gut verstecken, das lernte man ziemlich schnell. Es wurde behauptet, dass die Unterkünfte von der eigenen Ghettopolizei bewacht werden und Diebstahl zu schweren Strafen führte. Ich konnte mich mit dieser Umgebung nicht abfinden. Ich war nahe daran, aufzugeben.



(Wertloses) Ghettogeld

Mit einem Essgeschirr bewaffnet, das ich in meinem Gepäck hatte, zog man zu einer bestimmten Zeit zu seiner angewiesenen Essensausgabe. Sie war im Anschluss an eine Küche in einer ganz anderen Kaserne. Da standen schon die zum Teil ausgemergelten Menschen in langen Schlangen, um sich das wenige Essen abzuholen. Von der Essenskarte wurde ein kleiner Abschnitt abgetrennt und sorgfältig in eine kleine, mit einem Schlitz versehene Büchse gelegt. Es ist anzunehmen, dass sie später nachgezählt wurden. Warmes Essen gab es nur einmal am Tag, zur Mittagszeit. Morgens wurde eine undefinierbare schwarze Flüssigkeit verabreicht, die als Kaffee bezeichnet wurde. Als warmes Essen gab es 1 - 1 ½ dcl Suppe, man nannte es Linsensuppe, hatte aber mit Linsen nichts zu tun. Es war warmes Wasser mit irgendeinem Suppenpulver. Trotz allem war es bei sehr vielen Menschen ein sehr begehrter Zusatz, denn oft hörte man die Worte: „**Nimmt der Herr die Suppe?**“ Selbst war ich hungrig, aber wenn man die abgehärmten, alten Gestalten von Menschen sah, gab ich die mir zustehende Suppe an diese oft weiter. Das weitere warme Essen bestand meistens aus 1 - 2 mit Schale gekochten und oft schon angefaulten Kartoffeln und einer dünnen Sauce darauf. Erhielt man ein paar kleine Fleischstückchen dazu - es waren einige in der großen Tonne -, konnte man sich glücklich schätzen. Manchmal gab es Graupen- oder Hirsebrei; man musste das nehmen, was an dem Tag da war, es gab keine Wahl. Die Köche und das Küchenpersonal waren

auf diese schmalen Portionen natürlich nicht angewiesen, es wurde sehr viel verschoben. Mit Beziehungen kam man weiter. Die aus Deutschland kommenden Menschen zogen meistens den Kürzeren. Ich habe es bis zum heutigen Tage nicht begriffen, dass der „Brotneid“ unter den eigenen Leidensgenossen so groß war. Jeder dachte erst einmal an sich selbst, ging über Leichen, wenn es notwendig war, um sich Vorteile zu verschaffen.

Kurz nach dem Eintreffen in Theresienstadt bekam ich am rechten Zeigefinger eine vereiterte Entzündung, die einen chirurgischen Eingriff notwendig machte. Es gab in der Hannover-Kaserne eine Arztabteilung, die zu meinem größten Erstaunen sehr gut ausgerüstet war. Der Eingriff wurde mit Lokalanästhesie vollzogen, ein dicker Verband am Finger hinderte mich, eine Arbeit anzunehmen. Ich nutzte die Zeit und versuchte über alle möglichen „Ämter“ Namen von Angehörigen meiner Familie und deren Unterkünfte ausfindig zu machen. Da ich nicht wusste, welches Schicksal Steffi bereits ereilt hatte, suchte ich sie natürlich auch in Theresienstadt, sie war aber unfindbar. So musste ich mich an den Gedanken gewöhnen, dass sie nach dem Osten kam und somit die Hoffnung auf ein Wiedersehen aussichtslos war. Man hörte schon Gerüchte über Auschwitz, von Gaskammern, anderen Vernichtungen, aber nichts konnte bestätigt werden. Dieses Wissen oder Nichtwissen war unerträglich.

Als Erste traf ich Agnes Knopf, Steffis Großmutter. Was ist innerhalb eines halben Jahres aus dieser hochgewachsenen, stattlichen Dame geworden?! Sie hauste auf einem Hinterhof eines Wohnhauses in einem notdürftig isolierten Schuppen auf einer Fläche von knapp 10 m² mit noch fünf anderen alten Frauen zusammen. Dreistockpritschen, eine Bank zum Sitzen, ein paar Nägel in der Wand für die verbliebenen Kleider, das war das ganze „Mobiliar“. Das war aber auch das Resultat des „Einkaufsvertrages“, den man den alten Menschen vor ihrer Deportation aufgezwungen hat. Wo sind die Garantien, die man ihnen vorgegaukelt hat? Was blieb von allen Versprechungen übrig? Ich habe es gesehen, ein Siechtum, ein Warten auf den erlösenden Tod. Die Großmutter erkannte mich sofort und fragte, ob Steffi auch mit mir war. Sie fragte auch nach ihrer Tochter. Ich sollte ihr alles berichten, ich konnte ihr aber keine weiteren Auskünfte geben. Sie schüttelte bloß ihren Kopf, auch sie konnte es nicht verstehen. Die alte Dame nahm diese Nachricht trotzdem gelassen auf. Ich möchte behaupten, dass sie es nicht mehr voll erfassen konnte, was überhaupt geschehen ist. Durch spätere Nachforschungen erfuhr ich, dass sie am 18. Dezember 1943 nach Auschwitz deportiert wurde und am 30. Dezember 1943 um 8.20 Uhr verstorben ist. Todesursache: Altersschwäche. Sie wurde 82 Jahre alt. Zu diesen „amtlichen“ Angaben ist jeder Kommentar überflüssig.

Die nächste Person, die ich fand, war Vaters Bruder Max. Früher lebte er in Düsseldorf mit seiner arischen Frau. Nach Bekanntgabe der Rassengesetze ließ sich die Frau von Max scheiden. Auf diese Weise wurde er vogelfrei. Diese Art von Scheidungen kam leider oft vor. Ich kann mich entsinnen, dass auch meine Mutter das „Angebot“ erhielt, sich von meinem Vater scheiden zu lassen. Für meine Mutter gab es kein Angebot. Ich kann mir aber sehr gut vorstellen, dass ihre Antwort ideologisch mit der Auffassung der Nazis in keiner Weise übereinstimmte.

Max Grunwald kam im Sommer 1942 nach Theresienstadt. Wie ich ihn traf, erkannte er mich nicht und konnte mit mir, auch nach meinen Erklärungen, nichts anfangen. Er war völlig apathisch und konnte kaum sprechen. Er starb in Theresienstadt kurz nach meinem Zusammentreffen mit ihm.

Außenarbeit Schloss Heydrich

Nachdem mein Finger wieder so gut wie in Ordnung war, musste ich mich bei der „Arbeitsvermittlung“ melden. Wieder wurde ich gefragt, was ich bisher gemacht habe. Ich gab an, dass ich Möbeltischler sei und wollte nach Möglichkeit in meiner Branche arbeiten. Jeder der gesund war, musste arbeiten. Nun hieß es warten auf das, was da kommen sollte. Es dauerte auch nicht lange, es war wohl Ende April, man bestellte mich zum „Arbeitsamt“. Mir wurde eröffnet, dass ich mich mit meinen Sachen am nächsten Morgen um 7 Uhr einzustellen habe. Auf meine Frage, was das zu bedeuten hätte, verwies man mich nur auf den nächsten Tag. Gleichzeitig erhielt ich die Anweisung für einen neueren Overall und Schuhe. Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, was da vor sich ging. Es war eine schlaflose Nacht: Theorien wurden aufgestellt, ich kam aber zu keinem annehmbaren Resultat. Am nächsten Morgen kam ich pünktlich mit meiner Habe zum Arbeitsamt. Zuerst musste ich meine Essenskarte abgeben, dann sagte man mir, dass ich zu einem Außenarbeitskommando in die Nähe von Prag in Begleitung eines tschechischen Gendarmen fahren würde. Man sagte nur noch, dass bereits eine Gruppe dort arbeitet. Alles weitere werde ich erfahren, wenn ich da bin. Der Gendarm quittierte mich aus, er konnte nur sehr wenig Deutsch, aber soviel, dass er mir, nachdem wir Theresienstadt verlassen hatten, zu verstehen gab, den gelben Stern abzumachen oder zu verdecken. Was ich dann tat, weiß ich heute nicht mehr. Ihm war es wohl nicht recht, mit einem „Juden“ zu gehen. Wir fuhren mit einem Wagen zur Bahnstation Lobositz und von dort mit einem normalen Zug nach Kojetice, eine Fahrt in einem Personenzug von ca. 2 Stunden. Auf der ganzen Fahrt wurde kein Wort gewechselt, auch die übrigen Fahrgäste kümmerten sich nicht um uns. In Kojetice stiegen wir aus und wurden von einem SS-Mann mit Auto erwartet. Nach einer guten halben Stunde waren wir am Ziel in Jungfern Breschan (Panenske Brezany) auf dem Sommersitz und Schloss der **Witwe Heydrich**. Reinhard Heydrich wurde Ende Mai 1942 von tschechischen Widerstandskämpfern durch ein Sprengattentat umgebracht. Die Witwe behielt das Schloss, das ehemals einem jüdischen Zuckerfabrikanten gehörte. Sie wohnte dort mit ihren zwei Söhnen und einer Tochter. Man lieferte mich am Eingang in der Wache ab, wo mich ein SS-Hauptscharführer Warnke in Empfang nahm.

Folgendes Gespräch wurde geführt:

„Von wo kommen Sie (!!)?“

„Aus Theresienstadt.“

„Ja, das weiß ich. Aus dem Reich und von wo?“

„Aus Berlin.“

Die Antwort schien ihm zu genügen. Es stellte sich später heraus, dass er einen Möbeltischler angefordert hatte, der „Reichsdeutscher“ sein musste. Ich befand mich also auf dem Schloss Heydrich. Der Name klang sehr übel in mir, wusste ich doch, was mit diesem Namen verbunden war. Wir waren eine Gruppe von 120 Männern im Alter von ca. 25 - 40 Jahre, alles Tschechen, teilweise aus Mischehen. In der Tschechoslowakei hat man die jüdischen Männer, im Gegensatz zu Deutschland, auch verhaftet. Außer ihnen gehörten noch sechs „Reichsdeutsche“ zur Gruppe. Unsere Arbeitsaufgaben waren, aus dem ziemlich verwilderten großen Garten einen groß angelegten Gartenbaubetrieb zu erstellen mit riesigen Gewächshäusern, Frühbeeten, Obstplantagen und vielem anderen. Hauptscharführer Warnke war der Bauleiter, er musste etwas vom Fach verstanden haben. Wir arbeiteten von morgens 7 Uhr bis nachmittags 5, manchmal auch 6 Uhr, dann war Feierabend. Sonntags war Arbeitsruhe. Trotz allem Negativen, was ich bisher erlebt hatte, musste ich erkennen, dass Warnke sich in jeder Beziehung uns gegenüber korrekt verhalten hat. Es ist niemals zu irgendwelchen Strafen oder Schlägen gekommen. Er konnte uns nicht außer Gefecht setzen, wenn er sein Pensum erreichen wollte.

Die beiden Brüder Friedmann waren in unserer Gruppe die Verantwortlichen gegenüber Warnke. Manches mussten sie für uns ausbügeln, sie standen aber immer auf unserer Seite. Die „Gnädige Frau“, wie wir die Witwe Heydrich betiteln mussten, hatte sich für ihr Unternehmen sehr billige Arbeitskraft verschafft. Es ist kaum anzunehmen, dass sie außer der sehr kläglichen Verpflegung, die man uns anbot, noch andere Kosten mit uns hatte. Sie kontrollierte mit einem Fernglas vom Schlossbalkon, ob wir auch ausreichend arbeiten würden. Die Schlosswache, die sich in einem Hause am Eingang befand, bestand aus ca. 12 - 15 SS-Männern, die scheinbar nicht mehr kriegstauglich waren. Einige hatten Verwundungen, andere waren wieder älter. Auch sie waren zu uns korrekt, sprachen mitunter mit uns; es war ein annehmbares Verhältnis. Die Wache wurde von einem SS-Oberscharführer Kohl befehligt, auch er ein anständiger Typ. Man brüllte uns nicht an, es herrschte ein korrekter Ton. Für mich war das alles, nach dem bisher Erlebten, eine große Erleichterung.

Unsere Unterkunft war der ehemalige, sehr große Pferdestall mit großer Deckenhöhe. Das bedeutete zwei Stockwerke Wohnfläche. Da die Gruppe schon drei Monate dort arbeitete, war die „Einrichtung“ schon fertig. Ich erhielt ein Bettgestell mit verhältnismäßig guter Matratze im Oberstock, ein phantastisches Gefühl nach dem Dachboden in Theresienstadt. In dieser Gruppe waren die meisten Handwerkszweige vertreten. Ich arbeitete in der Tischlerei, einem Winkelgebäude zum Pferdestall. Die Ausrüstung der Werkstatt war nicht modern, Maschinen gab es nicht. Ich war auf die Handarbeit angewiesen und hatte mit meinem früher Erlernten eine große Hilfe. Mit mir arbeitete noch ein Glaser aus Hamburg, auch ein Mischling. Unter uns war auch ein Schlächter, unser Koch, der für die Verpflegung mittels einer Gulaschkanone sorgen musste. Offiziell gab es mitunter einen aus Blut gekochten Brei, der schauerhaft schmeckte, manchmal auch eine dicke Fleischsauce mit geschälten Kartoffeln. Jeden dritten Abend saßen wir im Sommer draußen, im Winter drinnen und schälten Berge von Kartoffeln. Wenn wir draußen waren, konnte es vorkommen, dass sich ein paar SS-Männer zu uns setzten und mit uns sprachen. Das offizielle Essen war reichhaltiger und besser als in Theresienstadt, es fehlte bloß die Abwechslung. Hier ist immer die Rede von „offiziell“, inoffiziell sah das ganz anders aus. Es war uns erlaubt, Pakete in uneingeschränkter Menge und Größe zu empfangen. Manche Kameraden bekamen täglich ein Paket, andere jeden zweiten oder dritten Tag. Prag war ja nicht soweit entfernt, die meisten kamen von dort. Sie hatten ja auch ihre arischen Frauen, die ihre Männer in jeder Weise unterstützten. Mir nutzte das im Augenblick nichts, da meine Eltern keine Ahnung hatten, wo ich mich befand. Eine Sache war uns verboten, wir durften offiziell nicht schreiben. Einer meiner Kameraden, Hans Levitus, half mir, ein „U-Boot“, d.h. einen illegalen Brief über seine arische Frau in Prag an meine Eltern zu vermitteln. Nach ca. 14 Tagen gab es eine Überraschung für mich: Ich bekam ein Paket von meinen Eltern. Durch die Pakete, die wir erhalten konnten, wurde das Leben bedeutend erträglicher. Die Pakete, die meine Eltern schickten, waren immer sehr durchdacht. Außer festen Lebensmitteln wie Erbsen, Bohnen usw. waren einige Stärkungsmittel dabei (Traubenzucker, Vitamintabletten). Die Pakete kamen jeden Tag mit einem Leiterwagen von der Post. Bei dem Abendappell wurden sie verteilt, wir mussten sie aber für eine Kontrolle aufmachen. Wonach kontrolliert wurde, weiß ich nicht, wir konnten sowieso alles behalten. Vielleicht suchten sie nach Waffen. Meine Mutter war bei meinen Paketen sehr erfinderisch. In Erbsen- oder Traubenzuckerpackungen waren immer Zigaretten versteckt, die aus der Sicht der Kontrolle keine Bedeutung hatten.

Nach Feierabend verwandelte sich unsere Unterkunft in eine „Großküche“. Überall wurde gekocht, gebraten und zubereitet. Meine Kameraden verfügten über elektrische Kochplatten, Bratpfannen und Töpfe. Ich staunte, wo das alles herkam, aber bald löste sich das Rätsel. Es wurde eingeschleust, was das Zeug hielt. Von unserer Bewachung wurde das stillschweigend geduldet, keiner hatte daran Interesse, dagegen Einspruch zu erheben.

Gewiss gab es auch einige Dinge, die unerfreulich waren. Wenn wir die „Gnädige Frau“ auf dem Schlossgrundstück trafen, mussten wir vor ihr strammstehen, erst dann durften wir weitergehen. Das konnte sich dutzendfach am Tag wiederholen. Einmal ging ich an ihr vorbei, ich war wohl in Gedanken, ohne stehen zu bleiben. Sie rief mich zurück, spuckte mir ins Gesicht und schnauzte mich an. Gerne hätte ich ihr das in gleicher Weise zurückgezahlt, aber was soll es? Mein Vater hatte immer einen Ausspruch: „Man kann von einer Kuh kein Kalbfleisch verlangen“ In dieser Beziehung passte es auf diese Frau. Sie war nicht nur sehr hochnäsig, sondern auch völlig ungebildet. Man merkte es an ihrer Sprache.

Unsere Gruppe baute also an dieser großen Anlage. Unter meinen Kameraden war auch ein Bauingenieur. Er musste alle Zeichnungen für die Gewächshäuser machen. Es wurden Fundamente gegossen, Stative geschweißt und alles verglast. Unser Glaser hatte vollauf zu tun. Es wurde umgegraben, neue Wege wurden angelegt, in den vorhandenen Schuppen Gemüse ausgesät, die jungen Pflanzen umgesetzt und schließlich in die Frühbeete verpflanzt. Obstbäume wurden gesetzt, alles, was für einen Großbetrieb nötig war. Da ich im Frühling zum Schloss kam, war schon alles in vollem Gange. 120 Menschen schaffen schon eine ganze Menge. Ich hatte in meiner Tischlerei auch viel zu tun, um meinen Teil dazu beizutragen. Wenn dann im Sommer die Ernte von Tomaten, Gurken und anderem Gemüse in Gang kam, mussten alle helfen. Es ist nicht schwer sich vorzustellen, dass bei der Ernte ein Teil von diesen Produkten bei uns landete. Wir bekamen eine gute Vitaminspritze.

Da das Schloss häufig von sehr hohen SS-Führern besucht wurde, gab es als Unterhaltung die Hasenjagd. Wenn die „Herren“ am Abend zurückkamen, folgte auf einem Leiterwagen die Beute. Mitunter waren 50 - 60 Hasen auf Stangen aufgereiht. Wir erhielten auch offiziell einige magere Hasen, die keiner haben wollte. Wir mussten die Hasen abladen. Unser Schlächter und Koch war natürlich mit dabei, er sollte sortieren. Er tat das auch mit Bedacht, einige von den fettesten Hasen kamen zu uns. Es gab keine Kontrolle.

Wir hatten eine Arbeit im Schlosskeller, Hürden für die kommenden Äpfel und Birnen mussten gebaut werden. Die Köchin des Schlosses war eine Tschechin, von der wir wussten, dass sie von der „Herrschaft“ nicht viel hielt. Zwei Kameraden und ich zimmerten im Schlosskeller. Plötzlich ertönte eine grobe Stimme mit Schimpfworten auf der Kellertreppe, die Köchin war auf dem Weg nach unten. Sie trug einen verdeckten Korb und schimpfte weiter. Unten angekommen war sie plötzlich sehr ruhig, legte den Finger auf den Mund, deckte den Korb auf, es war das beste Essen darin. Leise sagte sie zu uns: „Das ist für Euch, erst ihr, dann die „Gnädige“. Sie ließ den Korb stehen und ging schimpfend wieder nach oben. Wir ließen es uns gut schmecken. Es gab noch Menschen, die mit uns Mitleid hatten. Wir versorgten uns nach besten Möglichkeiten, wir hatten keine Skrupel. Moralbegriffe gegenüber den von uns gehassten Nazis gab es nicht.

An den freien Sonntagen im Sommer gab es oft ein ganz besonderes Ereignis: Am Nachmittag durfte eine Gruppe von 25 - 30 Kameraden mit nur zwei SS-Männern als Bewachung in eine Kiesgrube gehen, um „Fußball“ zu spielen. Uns Deutsche nahm man gerne mit, denn **wir** mussten spielen, die anderen hatten etwas anderes zu tun. Wir kamen zur Grube und entdeckten plötzlich eine Menge von Frauen, die auf uns warteten. Es waren die Frauen unserer Kameraden. Da der illegale Briefverkehr mit Hilfe der ortsansässigen Tschechen sehr gut funktionierte, wussten meine Kameraden, wer Besuch zu erwarten hatte. Die SS-Männer haben sich darum gerissen, als Wache mitzugehen, denn sie wurden ordentlich gespickt, damit sie dicht hielten und das machten sie. Die Frauen brachten natürlich Pakete über Pakete mit, sie konnten in der Grube ohne Einsicht von außen ungestört mit ihren Männern sprechen. Wir erfuhren auch manches über die politische Lage, so dass wir wussten, dass es abwärts geht. Die Pakete, die unsere Leute wieder mitschleppten, passierten ohne jede Kontrolle. Alle wussten, was gespielt wurde, die „Gnädige Frau“ hatte davon

keine Ahnung. Es ging einmal sogar soweit, dass wir mit zehn Mann im benachbarten Dorf eine Arbeit zu verrichten hatten und danach in einem Kino waren. Wir hatten allerdings Pech, das Kindermädchen entdeckte uns. Es gab natürlich bei Warnke einen Krach, aber es wurde vertuscht und es gab keine Strafen. Manchmal kam ich aus dem Staunen nicht heraus.

Es gab ein weiteres Ereignis, was mich selbst betraf. Es war wieder einmal Sonntag, wir hatten frei. Ich war dabei, meine Wäsche zu waschen, als ein Mann von der Wache kam und mir sagte, dass ich dorthin kommen sollte. Da ich auch viel für die Wache zu arbeiten hatte, sagte ich ihm, ich hätte heute frei, ich werde mich morgen einfinden. Er zog los, kam aber gleich wieder und erteilte mir einen Befehl vom Oberscharführer Kohl, dass ich sofort zu kommen habe. Es blieb mir nichts anderes übrig. Ich kam zur Wache, Kohl nahm mich in Empfang und sagte mir nur, ich sollte in ein Zimmer gehen. Gesagt, getan. Wer ist in diesem Zimmer, **meine Mutter!** Ich fiel aus allen Wolken. Kohl sagte mir noch, dass er uns alleine lassen will, wir sollten allerdings nicht über Politik sprechen. Wir hatten anderes zu tun. Spontan sagte meine Mutter zu mir: „*Junge, so gut hast Du noch nie ausgesehen.*“ Ich war natürlich neugierig, wie es Mutter fertiggebracht hat, mich zu besuchen. Sie hatte sich mit Frau Levitus in Prag in Verbindung gesetzt und wollte den gleichen Weg über die Kiesgrube machen. An diesem Sonntag war ich nicht dabei. Sie war in der Kiesgrube, konnte mich nicht finden und ging auf direktem Wege zum Schloss. Sie meinte, dass es einen Versuch wert war. Um überhaupt in das „Protektorat“ zu kommen, musste sie eine Reise-genehmigung haben. Auf der zuständigen Stelle in Berlin sagte sie, sie will ihren Sohn besuchen, der auf dem Schloss Heydrich arbeitet. Der Name Heydrich war scheinbar der Schlüssel zum Tor, sie bekam die Genehmigung und fuhr los, natürlich auch bepackt mit allen möglichen Sachen. Der Weg von Prag war sehr beschwerlich, erst Eisenbahn, dann Bus und viel Laufen. Was aber tut eine Mutter nicht für ihren Sohn? Wir saßen ungestört über drei Stunden. Kohl kam einmal herein und sagte, dass er die Erlaubnis für den Besuch auf seine Kappe nimmt, da Warnke z.Zt. verreist war. Mutter hatte natürlich die ganze Wache mit Zigaretten versehen. Wer hätte es am letzten Abend in der Großen Hamburger Straße für möglich gehalten, dass wir uns wieder gegenüber sitzen würden? Es gab eine Menge zu erzählen. Mutter berichtete mir nun von Steffis letzter Nachricht, ein sehr harter Schlag für mich. Sie brachte mir ein Bild von ihr, ich hatte es danach die ganze Zeit bei mir. Sie sagte mir auch, dass Vater kurz nach meinem Abtransport erneut zur Zwangsarbeit verpflichtet wurde. Er kam zum Gleisbau auf der U-Bahn nach Krumme Lanke. Für diese Arbeit reichten seine Kräfte nicht mehr aus. Er wurde krankgeschrieben und blieb bis Kriegsende verschont. Auch meine Mutter wurde dienstverpflichtet, nachdem die Arbeit in der Luitpold-Apotheke durch irgendwelche Bestimmungen verloren ging. Sie war in einer Fabrik, wo sie Kohlestäbchen aus verbrauchten Batterien entfernen musste. Scheinbar stellte sie sich so ungeschickt an, dass man auf ihre weitere Mitarbeit gerne verzichtete. Durch ein ärztliches Attest wurde sie von jeder Dienstverpflichtung befreit.

Die Zeit verging wie im Fluge. Kohl kam zum Schluss noch einmal. Es erwies sich im Gespräch, dass er zur SS gezogen wurde. Er versicherte meiner Mutter, alles zu tun, damit ich ein erträgliches Dasein auf dem Schloss genießen konnte. Wir verabschiedeten uns. Mutter sagte, sie käme noch einmal, wenn es irgendwie möglich ist. Ich bat sie, mir dann noch einige wichtige Sachen mitzubringen. Es dauerte bloß zwei Monate und sie brachte es wirklich fertig zu kommen. Dieses Mal war aber Warnke da und genehmigte diesen erneuten Besuch ohne Schwierigkeiten. Wir hatten einen ganzen Nachmittag für uns, durften aber die Wache nicht verlassen.

An einem Sommertag geschah ein großes Unglück im Schloss. Der älteste Sohn der Heydrich fuhr mit schneller Fahrt auf seinem Fahrrad durch das Schlosstor direkt in einen vorbeifahrenden Lastwagen hinein. Die Torwache hatte noch versucht, den Jungen zu stoppen, aber es war zu spät. Schwer verletzt wurde der Junge auf die Wache gebracht, Warnke ließ sofort unseren eigenen Arzt kommen, die Heydrich lehnte es aber ab, dass der Junge die Erste Hilfe von einem Juden bekommen sollte. Auf dem Weg in ein Krankenhaus verstarb er an seinen Verletzungen. In aller Hast

mussten wir im Garten ein Grab ausmauern, der Junge wurde in einem Zinksarg dort beigesetzt. Zur Trauerfeier kamen alle erdenklichen SS-Größen mit Himmler an der Spitze. An diesem Tag durften wir unsere Unterkunft nicht verlassen.

Ich denke an eine andere Episode. In meine Werkstatt kam eines Tages die Tochter der Heydrich, sie war wohl ca. 8 - 9 Jahre alt. Sie brachte mir einige Puppenmöbel, die kaputt waren, ich sollte sie ihr wieder reparieren. Ich erklärte ihr, dass sie erst zu „Onkel Warnke“ gehen müsse, um mir die Erlaubnis zu geben. Warnke gab mir das Klarzeichen. Das Mädchen kam fast jeden Tag, um zu sehen, wie weit ich war. Sie war unglaublich freundlich. Als sie die Puppenmöbel dann abholte, legte sie mir ein kleines Päckchen auf die Hobelbank. Auf meine Frage, was darin sei, sagte sie „Zigaretten“. Ich wollte wissen, woher sie die hatte. Sie sagte, sie hätte sie der Mama weggenommen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als ihr das Päckchen zurückzugeben. Ich wollte keinen Ärger haben.

Eine der letzten großen Arbeiten war, im Garten einen Swimmingpool zu bauen. Alle Schachtarbeiten wurden ohne Maschinen gemacht. Wir mussten schalen, armieren und schließlich den Beton gießen. Der Pool war ca. 15 x 6 Meter und 1,50 m tief. Es war das einzige Mal, wo wir ca. 30 Stunden durcharbeiten mussten. Wir gossen in Schichten, so dass sich ein Teil dazwischen ausruhen konnte. Wir hatten wohl eine Mischmaschine, aber der Beton musste über Bretter an den Platz gekarrt werden. Es musste durchgehend gekarrt werden, sonst wäre es schiefgegangen. Später wurden die Kacheln gesetzt und zum Schluss kam noch ein Badehaus dazu.

Ich wurde später oft gefragt, ob jemand von dort geflüchtet ist. Die Antwort ist NEIN. Jeder wusste, dass eine Flucht zwecklos ist, man hätte sofort Repressalien gegen die freien Angehörigen riskiert. Für uns Reichsdeutsche galt dasselbe. Gewiss glaubten wir, dass unsere Tätigkeit länger dauern würde und wir eventuell das Ende der Naziherrschaft dort erleben könnten. Das wurde Anfang Februar 1944 zerschlagen. Wir mussten nach Theresienstadt zurück. Die Gartenarbeiten sollten von inhaftierten Bibelforschern weitergeführt werden. Über das weitere Schicksal dieser Menschen haben wir nichts in Erfahrung gebracht. Wir wurden alle zu der Bahnstation Kralup gebracht und fuhren in Personenwagen nach Theresienstadt. Wir wussten, dass die Nazis nicht mehr allzu lange machen konnten, das Ende war vorauszusehen, aber wann? Ich war froh, dass ich eine, den Verhältnissen nach, günstige Periode hatte. Ich glaubte auch, dass der bevorstehende Aufenthalt in Theresienstadt zu überbrücken war. Gesundheitlich habe ich mich trotz allem verbessert, ich wollte sehen, was auf mich zukommt.

Wieder in Theresienstadt

In drei normalen Personenwagen und einem Güterwagen für unser Gepäck kamen wir nach Lobositz. Als Wache hatten wir je Wagen nur einen SS-Mann. Wir konnten sie nicht als direkt freundlich betrachten, aber der frühere Stil des Brüllens und Schnauzens, der war verschwunden. Wir wunderten uns, dass man uns nicht nach Bauschowitz gebracht hat, die eigentliche Bahnstation für alle Ankömmlinge. In Lobositz wurden wir von dem fahrplanmäßigen Zug abgekoppelt und eine kleine Dampflokomotive zog uns direkt nach Theresienstadt, in die sogenannte Bahnhofstraße. Das war eine Neuigkeit für uns. Man hatte also in der Zwischenzeit ein Anschlussgleis gebaut, das in erster Linie für die zahlreichen Abtransporte nach Auschwitz benutzt wurde. Es wäre völlig unmöglich gewesen, Osttransporte von ca. 1000 Menschen außerhalb von Theresienstadt zu „verfrachten“.

Wir stiegen aus dem Zug; man wollte uns, wie üblich, in die „Schleuse“ leiten, um uns zu kontrollieren. Ging also das Theater wieder los? Nach 10 Monaten Außenkommando wollten sie uns wieder „filzen“. Es kam aber nicht soweit. Scheinbar gab es eine Weisung der Kommandantur, uns in Frieden zu lassen. Wir kamen nun mit Sachen nach Theresienstadt, die man normalerweise nicht haben durfte. Dieses Mal landete ich nicht auf dem Dachboden der Hannover-Kaserne, mir wurde eine Unterkunft in einem Hause in der L5/4 (Parkstraße) im 2. Stock zugewiesen. Das Haus gehörte zur Ghettofeuerwehr. Die Feuerwehrmänner wohnten in diesem Haus. In dem mir zugewiesenen Zimmer standen vier Betten, eines davon bekam ich, noch eins war besetzt, zwei Betten blieben leer. Mein Zimmerkamerad, ein älterer Mann, erzählte mir, dass in den vergangenen Monaten eine unglaublich große Anzahl von Transporten nach Auschwitz gegangen sind, was praktisch bedeutete, die Menschen wurden zu Tausenden in die Vernichtung geschickt. Theresienstadt bekam nun den Status eines Durchgangslagers. Keiner war mehr sicher, wann ihn ein Osttransport ereilte. Die Einzigen, die noch vor einem Osttransport geschützt wurden, waren die Mischlinge. Nach dem Aufenthalt in „Schloss Heydrich“ gab das für mich wieder einen ordentlichen Rückschlag. Gewiss wusste ich über die politische Lage etwas mehr, wusste auch, dass die militärische Lage für die Nazis katastrophal war, aber reichte das, um sicher zu sein, dass ich überleben werde? Ich konnte über mein Schicksal nicht selbst bestimmen.

Es dauerte nicht lange, bis sich das Arbeitsamt bei mir meldete. Ich erfuhr, dass es eine Außenarbeit bei einem Straßenbau nach Leitmeritz gab, eine harte körperliche Arbeit. Man sollte auf dieser Arbeit auch eine Sonderzuteilung an Essen bekommen, da man morgens die Stadt verließ und erst nach achttündiger Arbeit zurückkam. Auf der Baustelle wurde eine annehmbare Kohlsuppe ausgegeben, die doch ein guter Zuschuss zu der Normalverpflegung war. Unsere Theresienstädter Zuteilung wurde für diese Arbeit auch um 50 % erhöht. Man bekam statt zwei nun drei Kartoffeln und einen halben Schlag Sauce mehr dazu. In der Auswahl des Essens hatte sich nichts verändert. Ich meldete mich zu dieser Arbeit, ich wollte nicht in Theresienstadt bleiben, wollte nicht die Menschen sehen und wollte vor allen Dingen nichts mit der Bürokratie dieser Selbstverwaltung zu tun haben. Mit den sogenannten „fetten Monaten“ im Schloss Heydrich war es vorbei. Pakete von meinen Eltern zu erhalten, damit war es auch vorbei. Vor allen Dingen hatte ich keinen Briefkontakt mehr; die Eltern haben nur erfahren, dass es wieder nach Theresienstadt zurückging.

Es war im Februar 1944 und verhältnismäßig mild. Ich machte die Straßenbauarbeit, sie machte mir nichts aus, ich hatte vorher gut aufgespeichert. Ende Februar sah ich auf einem Anschlag, dass Fachleute und Handwerker für den „Barackenbau Zossen“ gesucht werden. Die erste Gruppe sollte sich freiwillig melden. Für mich gab es kein Zögern. Hat man einmal ein Außenkommando geschmeckt, verlangt man nach mehr. Ich wurde angenommen. Was mir bevorstand, davon hatte ich keine Ahnung. Ich konnte mir nur soviel ausrechnen, dass es in die Nähe von Berlin ging. Ich sah darin einen Vorteil.

Außenkommando Barackenbau Wulkow, genannt Zossen

Das Barackenlager Wulkow sollte als Ausweichlager für das **Reichssicherheitshauptamt** dienen, da die Bombenangriffe auf Berlin immer häufiger wurden. Die „Herren“ fühlten sich nicht mehr sicher. Warum der Name „Zossen“ immer genannt wurde, ist mir damals nicht ganz klar geworden, denn Zossen liegt südlich von Berlin, Wulkow dagegen östlich, ungefähr auf halber Strecke zwischen Berlin und dem damaligen Küstrin (heute polnisch). Es ist anzunehmen, dass der Ort „Zossen“ aus geheimtaktischen Gründen genannt wurde. Das eigentliche Dorf Wulkow liegt nicht weit von dem Oderbruchgebiet. Am Ausgang des Dorfes in Richtung Neuhardenberg war ein sehr großes Waldgebiet, dort sollte eine groß angelegte Barackenstadt entstehen, ausgerüstet mit Wasser, Kanalisation, Strom, Küchenbaracken, Garagen usw. usw. Diese Arbeit wurde nun von uns, Häftlingen aus Theresienstadt, ausgeführt. Der damalige Bauleiter und Lagerkommandant dieser Gruppe war ein 34-jähriger, in Österreich geborener SS-Obersturmführer, **Franz Stuschka**. Wie ich aus späteren Unterlagen ersehen habe, gehörte er zu dem engsten Kreis um Eichmann, was er in viel späterer Zeit immer bestritten hat. Von ihm wird noch sehr oft die Rede sein.

Die erste Gruppe, zu der ich gehörte, umfasste 50 Mann im Alter von 18 - 45 Jahren. Wir wurden in Theresienstadt zum Arbeitsamt bestellt, die gleiche Prozedur erfolgte, wie ich sie schon einmal erlebt hatte. Wir hatten uns am 2. März 1944 um 7 Uhr morgens mit unserem Gepäck bereitzuhalten. Auf den Gleisen der Bahnhofstraße standen ein normaler Personenwaggon und vier vollbeladene Güterwagen mit Barackenteilen, Werkzeug, einem Traktor mit Anhänger und einer Gulaschkanone. Im Laufe des Vormittags fuhren wir von Theresienstadt ab. Man brachte uns wieder nach Lobositz. Dort wurden wir an einen fahrplanmäßigen Zug in Richtung Berlin angekoppelt. Die Fenster des Wagens waren nicht verhängen, wir konnten also die Reise genau verfolgen. Als Bewachung hatten wir einen SS-Oberscharführer Stiasny mit uns, Österreicher und ein Schreier, aber sonst ziemlich harmlos. Es war für mich ein sehr komisches Gefühl, eine Bahnfahrt in umgekehrter Richtung wie vor einem Jahr zu unternehmen. Die Reise ging verhältnismäßig zügig, wir umfuhren Berlin und kamen zu der Bahnstation Trebnitz, unserem Ziel. Wir wurden auf ein Abstellgleis rangiert. In Trebnitz nahm uns Stuschka in Empfang. Wir bekamen noch keinen richtigen Eindruck von unserem „Chef“, wussten also noch nicht, was dieser Mann alles fertigbringen konnte. In Trebnitz wurden alle Güterwagen ausgeladen. Es erwies sich, dass die Barackenteile für uns selbst bestimmt waren, Teile einfachster Konstruktion, weder Isolierung noch andere Feinheiten, es waren schlichte Bretterbuden. Eine Mannschaft wurde gebildet, um diese Teile auf den mitfolgenden Anhänger zu verladen und mit Hilfe des Traktors auf einer vier Kilometer langen Landstraße nach Wulkow zu bringen. Der Chauffeur des Traktors, Robert (Bobby) Behr, einer von den Unseren, der mit Stuschkas Genehmigung fahren durfte, hatte voll zu tun, denn es ging zwischen Trebnitz und Wulkow im reinsten Pendelverkehr. Am Ankunftsstage hatten wir keine Möglichkeit unsere eigenen Baracken aufzustellen; die Übernachtung in der ersten Nacht war unter freiem Himmel. Wir hatten Glück, es regnete nicht, aber eine dünne Schicht Schnee war noch vorhanden. Ich habe mir oft überlegt, auf welche Weise wir in dieser ersten Nacht und auch die Tage später bewacht wurden. Es gab ja nichts weiter als Wald und nochmals Wald. Ein Zaun war auch nicht vorhanden, man hätte von dort fliehen können, aber die gleiche Frage tauchte immer wieder auf: Wohin!? Die wenigen Berliner, die wir unter uns hatten, konnten sich auch nicht richtig orientieren, wo wir gelandet sind. Später kamen eine Anzahl junger SS-Männer, die dann die Wache übernahmen. Sie unterstanden den SS-Oberscharführern Hanke und Stiasny sowie dem SS-Scharführer Proschek und SS-Unterscharführer Hardenberger.

Wir 50 Mann wurden nun in Arbeitsgruppen eingeteilt. Die Transportkolonne fuhr weiter Material. Wir fingen nun an, an der Außenkante des Waldes, östlich der Straße nach Neuhardenberg, einen Platz zu schaffen, um unsere eigenen Baracken aufzustellen. Wie gesagt, es waren sehr dürftige Bretterbuden, die kaum Schutz vor Kälte oder Nässe boten, die Dächer waren nicht dicht. Wasser für die Gulaschkanone wurde in Tonnen aus dem Dorf geholt, Waschwasser gab es vorläufig noch nicht. In den ersten Tagen war der Aufenthalt mehr als primitiv, wir wussten aber,

dass es bald anders werden musste, denn unter solchen Verhältnissen konnte eine geplante Arbeit von dem Ausmaß nicht durchgeführt werden. Es dauerte auch nicht lange, bis wir eigenes Wasser bekamen. Aus Berlin kam ein Brunnenbohrmeister namens Wilhelm Voss, ein Mann in den fünfziger Jahren. Eine Arbeitsgruppe von 6 Mann wurde gebildet, der ich zugeteilt wurde, „**die Brunnenbauer**“. Unter sehr vereinfachten Bedingungen mussten wir ohne maschinelle Hilfsmittel den ersten Brunnen auf diesem Gelände bohren. Alles ging mit Handkraft. Der Boden bestand aus reinem Sand, das Bohren war daher nicht allzu schwer. Es war eigentlich kein Bohren im Sinne des Wortes sondern eine Art von „Pumpen“. In einem 12 cm dicken Außenrohr hing ein Stößel, der mit Wasserzufuhr und Handzugkraft auf und ab bewegt wurde. Dadurch schlemmte der Sand auf und wurde in diesem Stößel gesammelt. Das Außenrohr sank mit gewissen Handdrehungen immer tiefer in das Erdreich. Der Stößel musste dauernd geleert werden. Es war eine schwere, aber erträgliche Arbeit. Wasser bekamen wir normal bei 10 - 12 m Tiefe. Nach einigen Installationen konnten wir eine Handpumpe montieren; wir hatten endlich das ersehnte Wasser. Unsere Gruppe von 6 Kameraden blieb während der ganzen Zeit zusammen. Wir wurden ein Team, das auch für eine Reihe anderer Arbeiten eingesetzt wurde. Das nächste Kontingent von 40 Mann kam 5 ½ Wochen später. Unser eigenes Lager war in wenigen Tagen fertig, wir wurden schnellstens voll für die eigentliche Arbeit eingesetzt. Die Verpflegung, die alle 14 Tage mit einem Waggon aus Theresienstadt eintraf, war etwas besser. Es lag wohl auch daran, dass unser Koch, der Berliner Robert Meder, zu uns hielt, Schiebereien wie in Theresienstadt kamen nicht vor. Wir waren im April 90 Mann stark, ein großer Teil war Tschechen, aber auch Deutsche und einige Österreicher. Wir verstanden uns gut, Differenzen gab es nicht, im Gegenteil, wir hielten zusammen, wo es nur ging. Die Gruppe sollte bis August 1944 auf 250 Personen vergrößert werden, darunter auch 20 Frauen. Bei den ersten 50 Personen befanden sich auch drei Ghettowachleute, die für „Ordnung“ unter uns sorgen sollten. Der „Chef der Wache, Georg Einstein, behauptete, er sei ein Neffe von Albert Einstein.

Bevor wir die richtigen Baracken aufstellten, musste der Wald erst gerodet werden. Wege wurden angelegt, Zäune gezogen, Wasser- und Ablaufleitungen verlegt. Wir konnten uns innerhalb eines Gebietes frei bewegen, durften es aber natürlich nicht verlassen. Die Arbeitszeit war im Sommer von 6 bis ca. 20 - 22 Uhr, im Winter von 7 Uhr bis zum Einbruch der Dunkelheit, mit einer Mittagspause von einer Stunde und einer kurzen Essenspause am späten Nachmittag. Freie Tage gab es nicht, es wurde 7 Tage in der Woche gearbeitet. In der Arbeitszeit wurden jeden Morgen, Mittag und Abend sogenannte Zählappelle befohlen, um zu kontrollieren, dass alle Häftlinge auch anwesend waren. Diese Appelle waren die gefürchtesten Vorstellungen im Außenkommando.



Täglicher Zählappell

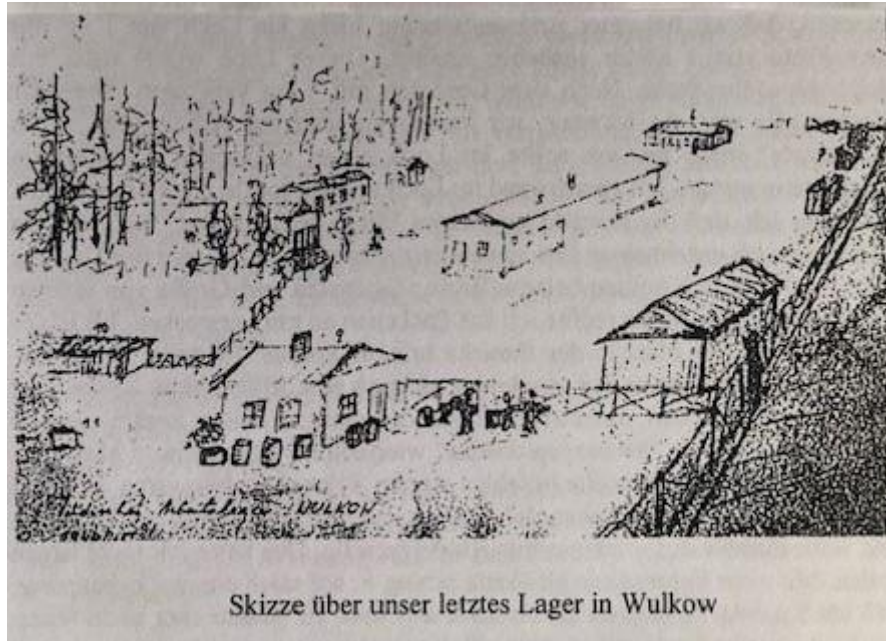
SS-Obersturmführer Franz Stuschka erwies sich als ein Sadist von größtem Format, ein Schläger von übelster Sorte. Wir wussten nie, was er wieder für uns ausgeheckt hatte. Hätte einer von uns einmal zugeschlagen, Stuschka wäre wie ein Brett gefallen und wäre nicht mehr aufgestanden. Mit seiner maßgeschneiderten SS-Uniform und den immer auf Hochglanz geputzten Stiefeln übte er seine Macht aus. Wir mussten uns fügen, wir hatten keine andere Wahl, wir waren rechtlos und ihm auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Ich konnte nach langen Jahren in Erfahrung bringen, dass Stuschka in Österreich keine abgeschlossene Schul- und Berufsausbildung hatte. Er arbeitete u.a. als Textilhilfsarbeiter, wurde 1936 als SS-Mann bei der „Österreichischen Legion“ in Deutschland militärisch ausgebildet und kam nach dem „Anschluss“ zu Adolf Eichmanns „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“ in Wien. Diese Zentralstelle war Ausgangspunkt für alle Verfolgungen der jüdischen Bevölkerung von Österreich.

Die Arbeit schritt vorwärts. Es ist für mich unmöglich, die einzelnen Phasen der Arbeitsvorgänge zu schildern. Es war eine sehr harte Arbeit, die immer wieder von Stuschka auf unsinnigste Weise vorangetrieben wurde; er ließ uns kaum zur Ruhe kommen. Wir bemerkten bei ihm sehr schnell eine sehr komische Eigenart, die für unser Dasein von großer Wichtigkeit war. Wenn Neumond herrschte, war sein Auftreten einigermaßen normal, bei Vollmond war er unerträglich. Er konnte sich Sachen ausdenken, um uns, trotz der schweren Arbeit, das Leben zur Hölle zu machen. Manchmal kam mir der Gedanke, dass es von mir wahnsinnig war, mich zu dieser Arbeit freiwillig zu melden. Aber wer konnte das ahnen, was wir nun erleben mussten?

Nach wenigen Monaten mussten wir unser erstes Lager abbrechen; wir standen den anderen Baracken im Wege. Unser nächstes Lager bauten wir in einer Sandgrube am Rande des Dorfes auf. Auch dort wurde ein Brunnen gebohrt, etwas „abseits“ davon eine Latrine errichtet. Auch bekamen wir nun eine Küchenbaracke, wo unser Koch Robert besser wirtschaften konnte. Aus Bewachungsgründen war die Lage auch besser, die Posten konnten oberhalb der Grube herummarschieren. Auf Stuschkas Anordnung wurde auch die Ghettowache auf 6 Mann verstärkt. Georg Einstein wurde als Leiter der Wache von Willy Görner, auch einem Berliner, abgelöst.

Im August 1944 kam der Rest unserer Kameraden aus Theresienstadt. Mit diesem Transport folgten auch die 20 Frauen, sie waren im Alter von 18 - 50 Jahren. Ihre Aufgabe war, die bereits erstellten Baracken zu säubern, sich um unsere Wäsche zu kümmern und wenn es Stuschka passte, die gleiche schwere Arbeit zu verrichten wie wir. Da der Platz in der Grube nun für 250 Personen zu klein wurde, zogen wir vor der Ankunft der anderen noch einmal um. Man wies uns einen Platz am Rande eines Waldes, westlich der Straße nach Neuhardenberg an, der an ein freies Feld grenzte. Zunächst mussten wir um unser eigenes Gelände einen 2 m hohen, einfachen Stacheldrahtzaun ziehen. Wir hatten nun eine bessere Wohnbaracke. Mit den Bretterbuden wurde eine Spezialbaracke erstellt (davon später), ein Krankenzimmer, eine Waschbaracke, die auch die Unterkunft der Frauen war, und eine etwas größere Küchenbaracke. Die nun einmal notwendige Latrine entstand etwas entfernt längs des Zaunes. Durch die Anwesenheit der Frauen gab es gewisse Schwierigkeiten für die gemeinsame Benutzung dieser „sanitären Einrichtung“. Wir konnten dieses Problem aber unter uns lösen. In der Zwischenzeit hatten wir gelernt, nicht so „zimperlisch“ zu sein. Nach einiger Zeit wurde eine zweite Latrine nur für die Frauen gebaut, die sich in der „Einrichtung“ nicht von unserer unterschied. Unsere Bewacher patrouillierten außerhalb des Zaunes, wir nahmen nicht viel Notiz davon. Von unserem eigenen Gelände entfernt gab es die Vorrats- und Werkstattbaracke, in der die Tischlerei untergebracht war. In dieser Baracke hatte Stuschka einen Raum für sich, wo er zu gewissen Zeiten „Spezialbehandlungen“ an unseren Kameraden ausübte. Sie wurden völlig grundlos von ihm so zusammengeschlagen, dass sie oft blutüberströmt von dort kamen. Wir taufte diese Stelle sehr ironisch „**Stuschkas Lachkabinett**“. Stuschka ließ für sich selbst eine „Wohn- und Befehlsbaracke“ bauen, mit freier Aussicht auf unser Lager. Seine „Villa“ hatte einige Feinheiten aufzuweisen: ein komplettes Waffenlager, Vorratsräume für Lebensmittel und ein separates Schlafzimmer (!) für seine Sekretärin. Er sorgte also für sich. In unmittelbarer Nähe ließ er einen

Erdunker ausheben, in dem einige meiner Kameraden strafweise für vollkommene Nichtigkeiten oftmals tagelang sitzen mussten. Der Aufenthalt in diesem Bunker, in dem man kaum stehen konnte, war eine körperliche Tortur gleichzusetzen.



Ein ehemaliger Lagerkamerad fertigte viel später aus dem Gedächtnis eine Skizze über das letzte Lager an. Sie entspricht leider nicht ganz den Tatsachen, was die Lage der einzelnen Baracken betrifft.

In den folgenden Abschnitten will ich versuchen, gewisse Ereignisse zu schildern, in die ich selbst verwickelt war, um auch damit Informationen über das Geschehene zu geben.

Wie schon berichtet, gehörte ich zu den Brunnenbauern unter der Leitung von Wilhelm Voss aus Berlin. Voss machte seine Arbeit, die ihm von einer Berliner Firma aufgetragen wurde, sein Hilfspersonal waren wir. Ich kann mich heute nicht mehr mit Sicherheit an alle Namen meiner Kameraden erinnern, aber drei möchte ich nennen: Heinz Holl, Heinz Frankenstein und Günter (genannt Jonny) Girr. Wir merkten bald, dass Voss kein Nazi war und er für Stuschka und seine SS nicht viel übrig hatte. Er behandelte uns völlig korrekt, oft fiel eine Schachtel Zigaretten für uns ab, wir konnten mit Voss zufrieden sein. Nachdem wir nun mit ihm etwas warm geworden waren, versuchte ich ihn zu bitten, sich mit meinen Eltern in Berlin in Verbindung zu setzen. Es war nicht so einfach, mit ihm darüber zu sprechen. Ich konnte durchaus verstehen, dass er kein Risiko eingehen wollte. Voss fuhr jeden Sonnabend nach Berlin und kam am Montag morgen wieder zurück. Ich brachte es fertig ihn zu überreden, sagte ihm aber, er solle nicht sagen, wo ich mich befinde. Nach den „Ausflügen“ meiner Mutter auf das Schloss Heydrich wäre ein Besuch in Wulkow für sie eine Kleinigkeit gewesen, für mich hätte es absolut das Ende bedeutet. Bei Stuschka konnte ich so ein Risiko nicht eingehen. Um das Folgende zu verstehen, muss ich vorausschicken, dass wir bei einer Brunnenbohrung zuerst ein Loch von 1 m² mit einer Tiefe von 1 m ausheben mussten. Dieses Loch wurde dann mit Holzbohlen überdeckt. Nach dem Gespräch mit Voss vergingen eine paar Wochen. Es war ein Montag, wir kamen zu unserem Arbeitsplatz. Voss „schnauzte“ mich an, ich sollte im Loch etwas nachsehen. Gleichzeitig zwinkerte er mir zu. Ich verschwand im Loch und entdeckte ein kleines Paket. Da wusste ich, dass der Kontakt zu meinen Eltern geklappt hat.

Da Voss das Päckchen auch unter seiner Arbeitskleidung schmuggelte, konnte der Umfang nicht groß sein. Ich bekam belegte Brote, Zigaretten und Grüße von meinen Eltern. Mit großer Mühe musste ich das Päckchen an mir verstecken, bis ich es endlich an meinen Platz in der Baracke bringen konnte. Ich teilte das Erhaltene mit meinen Kameraden, die leider nicht so eine Möglichkeit hatten. Mit Voss wurde vereinbart, unter allen Umständen dicht zu halten, komme, was da kommen will. Diese „Montagsprozedur“ wiederholte sich mehrere Male, bis ich eines Abends zu Stuschka befohlen wurde. Seine Anreden waren meistens „**Du Saujude**“ oder ähnliches. Ich machte ihm klar, dass ich Mischling wäre und seine Anrede auf mich nur zur Hälfte zutraf. Das hätte ich nicht sagen sollen. Mit einer Fahrradanschlusskette schlug er auf mich ein und behauptete, dass ich Kontakt zu meinen Eltern hätte usw. usw. Er nannte aber nicht Voss. Ich blieb stur und gab selbstverständlich nichts zu, mir war es nun egal, was er mit mir machte. Er schlug weiter und versuchte ein Geständnis aus mir zu prügeln, aber es gelang ihm nicht. Ich hätte Stuschka mit einem Schlag zu Boden strecken können, aber dann hätte ich das Leben meiner übrigen Kameraden riskiert. Er gab schließlich auf, ich konnte gehen. Heute zeugen noch die Narben auf meinem Rücken von diesen Schlägen. Ich hatte sehr viel unter Stuschka zu leiden, als Österreicher konnte er die Berliner nicht vertragen.

Wir bohrten mit Wilhelm Voss ca. 12 Brunnen. Zu unserer Arbeit gehörte auch das Ausmauern der Brunnenschächte, die Installation der elektrischen Pumpen, Rohre Verlegen und nachher die Kontrolle, dass die Anlage einwandfrei funktioniert. Nach Fertigstellung von 1 - 2 Baracken wurden sie auch schon bezogen. Man hatte es eilig aus Berlin herauszukommen. Das nachfolgende Geschehen hatte im Sommer 1944 schon eine gewisse Bedeutung.

Heinz Frankenstein und ich hatten den Auftrag einen Brunnenschacht zu kontrollieren. Als wir wieder an der Oberfläche waren, öffnete sich ein Barackenfenster, wir wurden angebrüllt, sofort zur Baracke zu kommen. Mit der Zeit hatten wir gelernt zu gehorchen. Wir standen stramm vor einem hohen SS-Offizier, der uns in die Baracke befahl. Uns wurde etwas mulmig zumute, aber in der Baracke wechselte der Mann seinen Ton. In seinem Zimmer fragte er uns, von wo wir kommen. Heinz Frankensteins Berliner Dialekt war nicht zu verkennen. Der SS-Mann war auch Berliner, wie er sagte. Zu unserer allergrößten Verwunderung bot er uns belegte Brote, Bier und Zigaretten an. Wir waren sprachlos. Das Gespräch war plötzlich ungezwungen, er meinte, wir hätten es wohl nicht so „**dicke mit die Fressage**“. Die Brote und das Bier mussten wir bei ihm verzehren, die Zigaretten versteckten wir in unserer Kleidung. Diese Prozedur wiederholte sich noch einige Male. Dieser SS-Offizier, er hieß Prochnow, war nicht immer da, wenn wir im Brunnenschacht waren. Oft rechneten wir damit, aber sehr oft verrechneten wir uns auch. Einmal wurden wir wieder in die Baracke gerufen als plötzlich Stuschka hinter uns stand und wir mussten stehen bleiben. Prochnow sah das von seinem Fenster. Er kam heraus und herrschte Stuschka an: „Was ist hier los?“ Stuschka musste vor Prochnow in unserer Gegenwart mit einem „Hitlergruß“ strammstehen, ein für uns herrliches Bild. Es entwickelte sich ein Dialog, an den ich mich noch lange erinnern werde.

**Stuschka: „Ich habe erfahren, dass die Juden hier zu essen
ekommen.“**

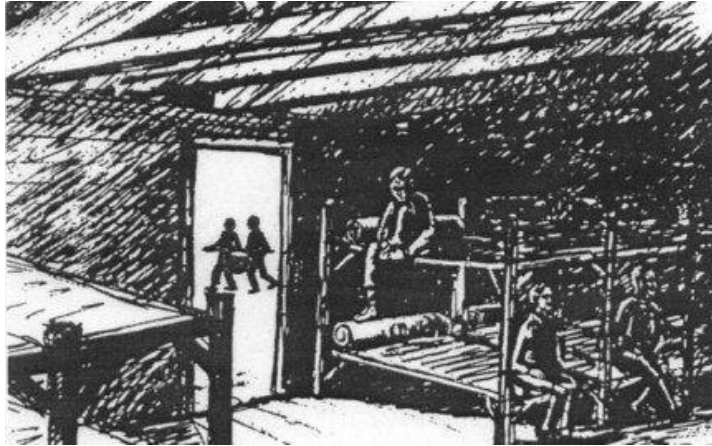
Prochnow: „Na und?“

Stuschka: „Das ist verboten.“

**Prochnow: „Das bestimmen Sie nicht. Ich will Ihnen etwas sagen: Passiert den
beiden hier etwas, das bekomme ich sofort heraus, sind Sie mit unmittelbarer
Wirkung reif für den Frontdienst. Ist das klar? Abtreten!“**

Was hatte Stuschka dagegenzusetzen? Nichts! Der militärische Dienstgrad bestimmte. Vielleicht konnte der Berliner auch keine Österreicher leiden. Über diese Angelegenheit haben wir von Stuschka nichts mehr gehört, er hatte scheinbar die Hosen voll, denn seine Kommandierung zu unserer Gruppe war ein ausgesprochener Druckposten. Das merkwürdige Verhalten eines hohen SS-

Offiziers im Sommer 1944 machte uns stutzig. Hatte die Invasion der Alliierten am 6. Juni, von der wir verständlicherweise nichts wussten, schon ihre Spuren hinterlassen? Wollte sich Prochnow ein „Alibi“ verschaffen? Es waren und blieben Spekulationen.



Wohnbaracke in Wulkow

Wir hatten einen Berliner unter uns, er war Mischling. Sein Name ist mir entfallen, nennen wir ihn Hans. Er hatte unter Stuschka sehr zu leiden, warum, ja dafür gab es keine besonderen Gründe. Bei dem Mittagsappell wurde entdeckt, dass er unauffindbar war, er musste geflohen sein. Stuschka machte sich unmittelbar auf den Weg nach Berlin. Wie Hans nach einigen Stunden zu seiner arischen Mutter kam, war Stuschka bereits in der Wohnung. In Handschellen geschlagen brachte er Hans nach Wulkow zurück. Beim Abendappell wurde er uns vorgestellt, er bekam eine Schüssel mit Essen, aber mit Handschellen konnte er damit nichts anfangen, Stuschka kippte ihm die Schüssel ins Gesicht, danach wurde er abgeführt, wir haben ihn nie wieder gesehen.

Es gab aber auch andere Erlebnisse, die typisch für Stuschkas Sadismus waren. Hier ein Beispiel: Wieder war Abendappell. Stuschka stellte sich in Positur und holte sich Heinz Frankenstein heraus, der nur noch über einen Vorderzahn verfügte. Heinz baute sich in strammer Haltung auf und Stuschka sagte in seinem österreichischem Dialekt: **„Frankenstein, ich habe Dir etwas mitgebracht.“** Er zog eine Gebissprothese aus der Tasche, die mit Heinz natürlich nichts zu tun hatte. Heinz nahm die Prothese, steckte sie in seine Gesäßtasche und verschwand wieder in der Reihe. Der Appell ging weiter - plötzlich ein fürchterliches Geschrei von Heinz. Wieder musste er vor, er wurde befragt, warum er schrie. Es gab für Heinz, den Urberliner aus der Kastanienallee, nur eine Antwort, er hielt die Prothese in der Hand und sagte in völlig ruhigem Ton: **„Obasturmführa, det Ding hat mia in Arsch jebissen“.** Es war aus mit der Ruhe, ein schallendes Gelächter kam aus unseren Reihen, selbst Stuschka konnte nicht ernst bleiben, scheinbar war Neumond. Bei einer anderen Gelegenheit äußerte sich Heinz zu Stuschka: **„Obasturmführa, mia könn'se dotschlagen, aba meine Schnauze müssen se extra dotschlagen“.** Heinz war unverbesserlich, was hatte er zu riskieren? Er lebte nach seinem Stil solange es ging.



Heinz Frankenstein, 2001

Ein anderes sehr betrübliches Kapitel heißt Paul Raphaelsohn, genannt Raffke. Raffke lebte in Mischehe und wurde wegen Schwarzhandel verurteilt, kam nach Theresienstadt und später nach Wulkow. Raffke entwickelte sich zu einem der widerlichsten Typen in unserer Gruppe. Er denunzierte unsere Kameraden bei Stuschka, um sich selbst Vorteile zu verschaffen. Konnte Raffke jemanden nicht leiden - und davon gab es eine Menge -, war denen eine Strafe sicher. Er versuchte sich bei den Frauen anzubiedern, aber ohne Erfolg. Auf irgendeine Weise verschaffte er sich einen Ledermantel á la Gestapo und versuchte, uns damit zu „imponieren“ (lächerlich), auch das ging nicht. Je mehr Niederlagen er einstecken musste, desto schlimmer wurde er. Er hatte ja Deckung von Stuschka. Oft bekam Raffke auch selbst von ihm Ohrfeigen; für uns war es eine Genugtuung. Wir hatten keine anderen Möglichkeiten als ihn völlig zu ignorieren und auf den Zeitpunkt für eine Rückzahlung zu warten. Dieser kam, aber darüber später.

Unsere Wache bestand aus sehr jungen SS-Männern, ca. 18 - 21 Jahre alt. Sie wussten nicht recht, was sie mit uns anfangen sollten. Sie wurden von den Oberscharführern Hanke und Stiasny befehligt. Sie versuchten, ihre angebliche Macht gegen uns auszuüben, aber wenn es ernst wurde, da versagten sie. Es war an einem warmer Sommertag. Unser Brunnenbauerteam hatte die Aufgabe, auf einem Weg in das benachbarte Hermersdorf Löcher für Starkstrommasten zu graben. Ein junger SS-Mann mit geladenem Karabiner sollte uns bewachen. Er zog seine Uniformjacke aus, legte sich ins Gras und schlief ein. Heinz Frankenstein sah das, zog sich die Jacke an, nahm den Karabiner und marschierte vor dem schlafenden SS-Mann auf und ab. Plötzlich wachte dieser auf, er wusste nicht, was ihm geschah. Er bat Heinz, ihm seine Jacke und Karabiner zurückzugeben, er würde auch nichts unternehmen, mit anderen Worten, er hatte selbst mehr Angst als wir. Nachdem ihm Heinz noch die letzten Zigaretten abgenommen hatte, war diese Geschichte als erledigt zu betrachten.

Hanke war auch ein Mensch, aus dem wir nicht richtig klug wurden. Wir schätzten ihn auf Ende Zwanzig. Normalerweise wurden wir von der SS mit „Du“ angesprochen, angefangen von Stuschka bis zu den SS-Schnöseln. Oberscharführer Hanke machte eine Ausnahme. Er sagte niemals „Du“ zu uns, manchmal redete er uns mit „Ihr“ an, wenn er freundlicher wirken wollte. So kam es, dass unser Team wieder einmal außerhalb war; er selbst ging als Bewachung mit. Aus heiterem Himmel sagte Hanke zu uns: „Ihr habt es gut, Ihr habt die Möglichkeit zu überleben, ich nicht.“ Wir waren sprachlos. Was meinte der Mann damit? Wir fragten ihn gerade heraus. Als Antwort bekamen wir zu hören: „Ich habe mir die Suppe mit der SS eingebrockt, ich werde sie auslöffeln, wenn die Zeit dafür reif ist.“ Darauf zog er seine Pistole hervor, nahm das Magazin heraus, es war leer. Im Lauf lag eine Patrone. „Die ist für mich“, war seine Antwort. Es gehörte nicht zur Tagesordnung, dass man mit SS-Leuten solche Gespräche geführt hat. Wir machten Hanke klar, dass, wenn es für uns besser werden sollte, wir ihm helfen könnten (im Sommer 1944 noch Utopien für uns). Er winkte bloß ab, er hatte scheinbar seine Entscheidung getroffen und sie auch zur Durchführung gebracht. Von Hanke soll später noch einmal die Rede sein.

Stuschkas Erfindungen, uns in Arbeit zu setzen, waren grenzen los. Hatte er Lust, konnte er alle Leute inklusive die Frauen damit beschäftigen, Steine oder Baumstämme von einem Platz zum anderen zu tragen. Glaubte man dann, wir haben es geschafft, so trug man wieder alles zurück. Das „Ausfegen der Waldwege“ war eine besonders wichtige Arbeit, dazu gehörte natürlich auch das „Abstauben der Bäume“, d.h. wir mussten den Sand mit einem Besen aus der Baumrinde fegen. Es gab auch noch ein anderes Hobby für ihn: Hatte er irgendeinen von uns auf dem Korn, so ließ er unseren Friseur Schade kommen. Er musste auf Stuschkas Befehl dem „Schuldigen“ die Haare total vom Kopf schneiden. Außerdem musste er aus der Wohnbaracke in die Spezialbaracke umziehen, den „Glatzenbau“, wie wir diesen Schuppen nannten. Mir selbst wurden die Haare zweimal abgeschnitten und ich war dadurch ständiger Gast im Glatzenbau. Durch die einfachen Bretterwände piff der Wind, es war eisigkalt im Winter, Heizung gab es in dieser Baracke nicht. Heute empfindet man es als ein Wunder, dass wir keine ernstlichen Krankheiten bekommen haben.

Wir im Glatzenbau hatten es durch die Kälte besonders schwer. Ich kann mich entsinnen, dass ich mich nachts außer mit einer Decke noch mit einem Mantel zudeckte. Es konnte manchmal sehr kalt werden. Wachte ich dann morgens auf, war der Mantel steifgefroren und ich konnte ihn an die Wand stellen.



Im „Glatzenbau“

Ich kann mich heute nicht mehr erinnern, welche Gründe Stuschka hatte, uns für drei Tage das Essen zu sperren. Es kam wie in Blitz aus heiterem Himmel. Die Arbeit musste natürlich fortgesetzt werden. Der erste Tag ging vorüber; alle schielten auf die Vorratsbaracke. Wir wussten, dass unser Proviant dort eingelagert war. Der zweite Tag verstrich auch. Wir erfuhren, dass Stuschka nach Berlin fahren wollte. Eine Aktion wurde von uns vorbereitet. Wir warteten, bis wir Gewissheit hatten, dass Stuschka verschwunden war. Stiasny und Hanke sollten uns überwachen, dass die Essenssperre eingehalten wird. Stiasny war hin und wieder zu sehen, von Hanke keine Spur. Einige Kameraden hatten einen Einbruch in die Proviantbaracke geplant. Nachdem man Raffke isoliert hatte - er zog es sowieso vor, nicht mit uns anderen zusammen zu wohnen - erfolgte der Einbruch in der zweiten Nacht. Sie holten uns das, was uns zustand. Der Einbruch wurde so geschickt durchgeführt, dass er niemals entdeckt wurde. Nach Ablauf der drei Tage lief die Essensausgabe wieder normal.

In unserem Lager befand sich auch der „Krankenbau“, eine Bretterbude mit 6 Pritschen. Unter uns hatten wir einen tschechischen Arzt, der sich um unsere Gesundheit kümmern sollte. Seine Ausrüstung bestand aus einem schmutzigen, weißen Kittel, einem Stethoskop und einem Magenpumpgerät (!!). Wenn jemand sich krank meldete, kam er in den Krankenbau, das wenige Essen wurde auf die Hälfte gekürzt. Hatte man Pech, wurde auf Stuschkas Anordnung einem der Magen ausgepumpt, ganz gleich, was man hatte. Eine Verletzung am Bein oder Hand reichte aus, um das Gerät in Gang zu setzen. Hier wurden dem Sadismus keine Grenzen gesetzt. Ich hatte Glück, ich brauchte diese „Institution“ niemals in Anspruch zu nehmen.

Durch die ca. 60 km entfernte Lage von Berlin hatten wir oft die Möglichkeit, am Tage bei klarem Himmel ein enormes Schauspiel zu erleben. Hunderte von alliierten Flugzeugen sammelten sich für die Bombenangriffe auf Berlin. Die schwarzen Rauchwolken waren voll sichtbar. Es war wie Musik, wenn wir das Dröhnen der Motoren hörten. Gewiss hatte ich Sorgen um meine Eltern, die sich in dieser Stadt befanden, hatte aber immer die Hoffnung, dass sie keinen Schaden nehmen.

Es war ein Nachmittag, es regnete in Strömen, an eine Arbeit im Freien war nicht zu denken. Heinz Frankenstein, der sich auch im Glatzenbau eingenistet hatte, gab für uns eine „Vorstellung“. Er hatte sich einen Eimer gegriffen, schrie in ihn hinein und imitierte Hitler auf einer großen Rede. Es dauerte aber nicht lange, da wurde die Barackentür aufgerissen, 10 SS-Männer stürmten mit

schussbereiten Karabinern hinein und schriegen: „Wo ist der Radioapparat? Alles raus zum Appell!“ Wir wussten erst nicht, wie uns geschah, bis wir erfuhren, dass „der Führer“ gleichzeitig im Radio eine Rede hielt. Heinz konnte das natürlich nicht wissen. Stuschka kam und forderte die sofortige Herausgabe des Radios. Er kündigte an, dass wir solange im Regen stehen werden, bis das Radio zum Vorschein kommt. Keiner wusste nun, was zu tun war. Ein Radio gab es nicht, es gab nur einen Eimer und Heinz. Nach kurzer Überlegung trollte sich Heinz zurück in den Glatzenbau, holte den Eimer und pflanzte sich vor Stuschka wortlos auf. Auf die Frage, wo nun der Radioapparat sei, zeigte Heinz auf den Eimer. **„Willst Du mich verscheißern, Du Saujude?“**, schrie Stuschka und verprügelte Heinz. Es war grausam. Heinz zeigte nach wie vor auf den Eimer. Zum Schluss nahm Heinz den Eimer wieder auf, brüllte wie zuvor in ihn hinein und machte das ganze Theater erneut. Heinz konnte nur gewinnen, zu verlieren hatte er nichts mehr. Stuschka drehte sich nur um und verschwand. Stiasny konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Wir konnten wegtreten, es gab keine weiteren Strafen.

An einem Oktobersonntag leistete sich Stuschka eine ganz besondere Orgie. Es hatte wieder einmal sehr geregnet, der Platz vor der Wasch- und Frauenbaracke war völlig aufgeweicht, es entstand eine große Wasserlache. Stuschka holte sich einige Frauen heraus, befahl ihnen, sich auf die Erde zu setzen und mit ihrem Gesäß den Schlamm an eine bestimmte Stelle zu schieben. Ein paar Frauen beorderte er auch, sich in die Wasserpfützen zu legen. Siegesbewusst stellte er auch noch seinen blankgeputzten Stiefel auf den Rücken eines jungen Mädchens. Es war widerlich, denn wir Männer mussten zusehen, wir hätten Stuschka ermorden können. Diese Orgie hatte sicherlich mit dem Vollmond zu tun, da war er völlig unberechenbar.

Es ging auf Weihnachten 1944 zu. Stuschka sagte uns, daß wir am Heiligabend am Nachmittag arbeitsfrei hätten, daß wir uns einen Baum holen könnten, den wir dann mit ein paar Papierschnitzel schmückten. Wir hatten keine besondere Auffassungen, diesen Tag auf eine andere Weise zu begehen, wir waren arbeitsfrei, was für uns so unendlich viel bedeutete. Wir arrangierten die „Weihnachtsfeier“ in der Waschbaracke, sie was heizbar und groß genug, alle unterzubringen. Eine Erhöhung unserer Essensration sagte uns Stuschka auch zu. Wir bauten ein kleines Podium, Heinz Frankenstein wollte „auftreten“. Er erzählte Witze am laufenden Band, auch Stuschka bekam sein Teil, wir hatten unsere Freude und vergaßen für einen Augenblick, wo wir uns befanden. Plötzlich wurde es still, Stuschka und Stiasny standen in der Tür. Die Stimmung war weg, was geschah jetzt? Beide SS-Männer setzten sich direkt vor dem Podium, sagten nur zu Heinz „Weitermachen“. Was blieb Heinz anders übrig, er machte mit all seiner Kraft weiter. Stuschka schien sich köstlich zu amüsieren, er klatschte Beifall, wir waren sprachlos. Nach kurzer Zeit erhob er sich und holte sich mit den Worten „Mitkommen“ vier Leute von uns. Wir befürchteten das Schlimmste. Nach 10 Minuten waren sie aber wieder zurück, bepackt mit Paketen, die Angehörige unserer Kamraden aus Theresienstadt geschickt hatten, wenig aber doch herzlich. Jeder von uns bekam einen ganzen Würfel Margarine (250 gr.), Zucker, extra Brotzuteilung und doppelte Essensration. Es gab für uns keine andere Erklärung, es mußte Neumond gewesen sein. Dieser Nachmittag war die erste und letzte Freizeit, die wir in Wulkow erbt hatten.

Die Weihnachtfeier hatte allerdings eine sehr hartes Nachspiel, von dem wir im Voraus nichts ahnen konnten. Stuschka hatte während unserer Feier die Baracken durchsucht und eine Zimmermannsaxt gefunden, die normalerweise nach der Arbeit im Werkzeuglager abzugeben war. Nun glaubte Stuschka in seinem Wahn, man hätte einen Anschlag auf ihn geplant, man wollte ihn erschlagen. Wir mußten in tiefer Kälte vor den Wohnbaracken zum Straffappell antreten. Heute kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen, ob wir 3 oder 4 Stunden frieren mußten. Der Befehl „Wegtretten“ war eine Erlösung für uns. Die „Neumondtherorie“ hatte sich nicht bewahrheitet.

Im Januar 1945 hörten wir manchmal aus östlicher Richtung ein Grollen oder auch Donnern, konnten aber nicht viel anfangen. Deutlicher wurde aber eine übermäßige Aktivität in der Barackenstadt. Lastwagen wurden mit Kisten und Möbeln beladen, stand eine Evakuierung bevor? Was wird mit uns geschehen. Die Unruhe wuchs unter uns. In aller Heimlichkeit wurde ein Komitee gebildet, es sollte herausfinden, was sich um uns ereignet. Unsere Elektriker machten für jeden von uns aus Erdkabeln

eine Art von Gummiknüppel, ein Ende war in flüssiges Blei getaucht. Bei einem Schgtest konnten wir feststellen, daß diese Waffe einen ca 10 cm dicken Baumstamm durchschlug. Von nun ab trugen wir diese Waffe im Ärmel unserer Kleidung. Ein Schlag mit dieser Waffe reichte, um einene Gegner außer Gefecht zu setzen. Sollte etwas mit uns passieren, wollten wir so viele wie nur möglich von den

Anderen „mitnehmen“. Wir wurden die Unruhe nicht los, wir wurden mit Arbeiten beschäftigt, die völlig sinnlos waren. In einer Nacht bemerkten wir eine ungewöhnliche Aktivität in unserer Küchenbaracke. Der Koch Robert hatte noch vier Frauen als Verstärkung bekommen, es wurde emsig gearbeitet.

Am nächsten Morgen, es war der 2. Februar 1945, kamen wir nicht mehr aus unseren Baracken heraus, die Türen waren durch SS-Männer bewacht, keiner wusste, was los war. Im Glatzenbau hatten wir einen Vorteil, wir konnten durch die Bretterritzen nach außen sehen. Gegen 8 Uhr morgens wurde Stuschka mit umgehängter Maschinenpistole sichtbar. Wir machten uns bereit, zurückzuschlagen, aber soweit kam es nicht. Das Donnern aus östlicher Richtung wurde wieder stärker, wir ahnten, dass es die russische Artillerie war. Stuschka betrat die einzelnen Wohnbaracken, erklärte uns, dass wir in Kürze „Essen fassen“ und uns danach abmarschbereit halten sollten. Wir durften nur das allernötigste Gepäck mitnehmen, alles andere hätte dazubleiben. Es dauerte nicht lange, bis wir unser Essen bekamen. Zwei große böhmische Knödel und dazu eine herrliche Fleischsauce, aber keiner rührte das Essen an. Solche Portionen hatten wir niemals vorher bekommen, sollten wir vergiftet werden? Bei einem meiner Kameraden war der Hunger größer als die Angst, er langte zu, ihm geschah nichts, danach folgten wir seinem Beispiel. Wir mussten mit unseren kleinen Bündeln antreten, wurden wie immer gezählt und erhielten eine Wegzehrung, bestehend aus einem halben Brot (500 gr.), etwas Margarine und ein Paket „Zavor- ka“ (Kaffeersatz aus Gerste).



Abmarsch nach Trebnitz

Wohlbewacht von ca. 10 SS-Männern marschierten wir durch den Ort Wulkow die 6 Kilometer zur Bahnstation Trebnitz. Damit war für mich eine Periode von 11 Monaten beendet. Ziehe ich heute das Resümee dieses Außenkommandos, so muss ich feststellen, dass die ganze Arbeit in Wulkow völlig überflüssig und sinnlos war. Kaum war die Barackenstadt, die wir ironisch „**Eichmannstadt**“ taufte, einigermaßen fertig, so wurde sie auch Hals über Kopf wieder verlassen. Wir ließen einen großen Teil angefangener Arbeit und Ausrüstung liegen. Nur eine Person hat von dieser Arbeit Nutzen gehabt: Es war Stuschka, er konnte sich vor einem Fronteinsatz drücken.

Nach ca. 1 ½ Stunden Marsch kamen wir in Trebnitz an. Dort standen schon 5 Güterwagen und ein Personwaggon. Wir Männer wurden auf 4 Güterwagen nach bekanntem Muster verteilt, Stuschka mit seiner Wache und die Frauen fuhren im Personenwaggon. Der fünfte Güterwagen war mit für uns unbekanntem Material beladen, etwas Essensvorrat in Form von gesalzenem Trockenfleisch

war auch dabei. Jeder Waggon wurde von einem SS-Mann bewacht. Er saß auf einem Stuhl an den Schiebetüren. Er schnauzte mit uns herum, scheinbar aus Ärger, dass er so eine Reise mitmachen musste. In Trebnitz standen wir den ganzen Tag und die Nacht. Am nächsten Morgen setzte sich der Zug in Richtung Westen in Bewegung. Erst jetzt wurde die Frage aktuell, wo es überhaupt hingehet. Alle rechneten damit, dass unser Ziel Theresienstadt sein wird, denn wir konnten uns ausrechnen, dass Auschwitz nicht mehr aktuell sein konnte. Die Fahrt wurde zermalmt unterbrochen durch Schienenschäden und andere Ausfälle. Kurz vor Berlin, bei dem Vorort Friedrichsfelde, stoppte der Zug wieder einmal. Es war Fliegeralarm. Die ersten, die sich verdrückten, waren Stuschka und seine Leute. Plötzlich waren wir völlig alleine, keiner kümmerte sich um uns. Wir konnten sehen, dass wir an einem Güterzug hingen, der vorne und hinten mit einer Luftabwehrkanone bestückt war. Unser Zug wurde von tief fliegenden Jagdflugzeugen beschossen. Eine Bombe ging direkt neben der Lokomotive in den Acker. Wir hatten ein unglaubliches Glück, dass wir nicht getroffen wurden. An eine Flucht konnten wir nicht denken, da wir nicht wussten, was um uns herum geschied. Wir kannten nicht die allgemeine Lage, das Risiko war zu groß, noch im letzten Moment von der SS erschossen zu werden. Der Alarm wurde abgeblasen, die Lokomotive musste ausgetauscht werden, wieder standen wir Stunden über Stunden. Der Hunger machte sich bemerkbar. Wir konnten uns nicht ausrechnen, wann wir mit diesem „Fahrtempo“ aus den Waggonen herauskommen würden. Wir teilten uns unser Brot ein, aber was sollten wir mit dem Kaffeeersatz? Wir sagten uns, im schlimmsten Falle konnten wir die Gerste kauen. Wie bereits auf meinem ersten Transport hatten wir einen „Kübel“ bei uns im Waggon, der aber geleert werden musste, denn wir waren nun schon über zwei Tage und Nächte unterwegs. Wann und wo, das war immer die große Frage. Wir fuhren auf alle Fälle in Richtung Süden, das konnten wir an den Namen der Bahnstationen sehen. Wir hatten einen längeren Aufenthalt auf einem Güterbahnhof in der Nähe von Leipzig. Stuschka ließ uns waggonweise hinaus, damit wir uns etwas waschen konnten, gleichzeitig gab man uns von dem gesalzenen Trockenfleisch. Es war hart wie Stein und sooo salzig. Der Hunger trieb uns, davon zu essen, ein furchtbarer Durst war die Folge. Bei jedem Halt auf Stationen versuchten wir Wasser zu bekommen, um den Durst zu löschen. Ging der Sadismus eines Stuschka noch soweit, uns bis zum Ende zu peinigen? Unser Zug hielt an einem Grenzzort zur Tschechoslowakei, Furth im Wald. Wir wurden auf ein Abstellgleis geschoben und hier standen wir, ich glaube zwei Tage. Außer dem Fleisch hatten wir nichts mehr zum Essen, der Vorrat war zu Ende.



Acht Tage im Viehwaggon

Wieder durften wir die Waggonen verlassen, konnten uns waschen und wurden sogar beordert, uns zu rasieren. Es gab nur sehr wenige Rasierapparate mit stumpfen Klingen. Stuschka war nicht zu sehen, wir hatten nur die SS-Männer bei uns. Es musste im Ort bekannt geworden sein, was für

eine Last auf dem Bahnhof steht, denn es kamen Menschen, die uns etwas zum Essen brachten. Die SS wollte es zuerst verhindern, aber der Protest war zu groß. Endlich ging es weiter. Wir wurden erneut an einen Zug gekoppelt, der uns über Prag wieder nach Lobositz brachte. Von dort kamen wir am 10. Februar 1945 endlich wieder nach Theresienstadt. Die Fahrt von Wulkow nach Theresienstadt dauerte 8 Tage. Wir hatten es schon aufgegeben, jemals lebendig aus diesem Jammerzug zu kommen.

Ca. 50 meiner Kameraden haben während der gesamten Wulkower Zeit unsere Gruppe verlassen müssen, teilweise wurden sie krankheitshalber nach Theresienstadt zurückgeschickt, teilweise kamen sie strafweise nach Sachsenhausen. Nur sehr wenige von diesen 50 Kameraden konnten die Befreiung erleben.

Zum dritten Mal Ankunft in Theresienstadt

Wieder standen wir mit unseren Wagen in der Bahnhofstraße, wir konnten sie endlich verlassen. Uns fiel auf, dass wir von den übrigen Ghettoinsassen völlig isoliert waren. Man schaffte uns in die „Hamburger Kaserne“, die an die Bahnhofstraße grenzt. Man gab uns eine kräftige Suppe. Ich konnte seit März 1943 das erste Mal warm duschen. Man wies uns bezogene Betten an. Wir schliefen 24 Stunden nach dieser Reise, es war fantastisch. In der Zwischenzeit versuchten die Angehörigen unserer Kameraden mit ihnen in Kontakt zu kommen, was mehr oder weniger gelang. Warum wir abgeschirmt wurden, blieb uns unerklärlich. Nach zwei Tagen konnten wir die „Hamburger Kaserne“ verlassen. Ich ging wieder zu meiner Behausung im Feuerwehrhaus. Mein Bett war frei, so gut wie alles war frei. Man erzählte mir, dass man von April bis November 1944 ca. 25.000 Menschen nach Auschwitz zur Vernichtung transportiert hatte. Eigentlich sollte das Ghetto bis auf wenige Ausnahmen völlig geleert werden, was aber durch die rechtzeitige Befreiung von Auschwitz durch die russischen Truppen vereitelt wurde. Die Angehörigen der „Barackenbauer“ hatten das Glück, nicht mehr auf Transport gehen zu müssen.

Der Chef der Ghettofeuerwehr, ein Ingenieur Holzer, fragte mich, ob ich zur Feuerwehr kommen möchte, er hätte keine Leute mehr, die meisten kamen nach dem Osten. Drei von meinen Kameraden und ich wurden von Holzer „angeheuert“. Wir wurden Feuerwehrmänner, bekamen etwas besseres Essen und hatten außer Übungen nicht viel zu tun. Wir erhielten neue Kleidung und eine Uniformmütze der Feuerwehr. Ich konnte mich mit dieser Art von Arbeit zufriedengeben, sie war erstklassig im Gegensatz zu Wulkow.

Am 12. März 1945 geschah etwas, was ich niemals für möglich hielt. Die Wulkower, mit Ausnahme der Frauen, wurden geschlossen in die Kommandantur beordert, wo uns der derzeitige und auch letzte Ghattokommandant, SS-Obersturmführer Rahm, in Empfang nahm. Wir mussten uns auf dem Hof in vier Reihen aufstellen, zwischen jeder Reihe ein Meter Abstand. Wir verstanden überhaupt nichts mehr, was sollte das alles bedeuten? Wir brauchten nicht lange zu warten: An der Seite von Rahm erschien Stuschka. Das konnte doch wohl nicht wahr sein! Was hatten wir verbrochen, um diesen Peiniger nochmals vor uns zu sehen? Es herrschte Totenstille. Stuschka ging durch die Reihen ohne ein Wort zu verlieren. Er hatte eine Liste, auf die er sah. Er sah uns mit seinen stechenden Augen an. Zuerst zeigte er auf unseren Koch Robert mit den Worten: „Du, raus!“ Diese Zeremonie erfolgte bei jedem, den er ausmusterte. Auch ich entging seinem Blick und Zeigefinger nicht und musste aus der Reihe treten. Er holte sich zusammen 50 von den ehemaligen Wulkowern. Die anderen konnten wegtreten, sie verschwanden wie ein geölter Blitz. Was hatte dieser Mann wieder mit uns vor? Bald wussten wir, was uns bevorstand. Wieder hatten wir uns am nächsten Morgen um 7 Uhr mit unserem Gepäck in der Bahnhofstraße einzufinden. Ein neues Außenkommando sollte Theresienstadt verlassen. Welches Ziel wir hatten, wurde uns nicht gesagt. Am Nachmittag vor unserer Abreise erhielten wir nagelneue Overalls und Schuhe. Uns fiel auf, dass die Overalls mit keinem „Gelben Stern“ versehen waren, worüber wir uns wunderten. Man sagte uns nur, es wäre ein Befehl der Kommandantur. Heinz Frankenstein war auch mit sowie unser Tischlermeister Haas. Wilde Spekulationen waren natürlich im Gange, es war schließlich Mitte März 1945, die militärische Lage war für die Nazis unhaltbar, es musste bald Schluss sein.

Schnarchenreuth, das letzte Außenkommando

Am nächsten Morgen kamen wir zur Bahnhofstraße. Auf den Gleisen stand ein Zug mit einem Personenwagen und 4 vollbeladenen Güterwagen. Es war wie eine Erleichterung, Oberscharführer Hanke war unsere einzige Begleitung. Wir stiegen ein, der Zug fuhr sehr bald aus Theresienstadt. Wir versuchten Hanke eine Erklärung abzapressen. Er sagte nur, wir sollten abwarten, alles wird sich zum Besten ordnen. Dieses Mal ging die Fahrt durch die Tschechoslowakei, wir passierten Komotau, Karlsbad und kamen in Deutschland nach Marktredwitz, wo wir an einen anderen Zug in Richtung Norden angekoppelt wurden. In Hof, Oberfranken, war die Reise zu Ende. Während der Reise wurde die Stimmung unter uns dann doch besser. Hanke trug sehr viel dazu bei, er verteilte Zigaretten und war auch etwas gesprächig. Von Stuschka war nichts zu sehen. In Hof angekommen wurden wir auf ein Abstellgleis geschoben. Wir konnten unseren Wagen verlassen, niemand kümmerte sich um uns. Auch Hanke verschwand für eine Weile, kam dann aber wieder und sagte uns, dass wir auf Lastwagen warten müssen, die das mitgebrachte Material weiterbefördern. Er hatte 50 frankierte Postkarten und einige Bleistifte mit sich. Er teilte die Karten aus. Wir könnten an unsere Angehörigen schreiben, sollten aber nicht angeben, wo wir uns befinden. Diese Aufforderung war völlig sinnlos, der Poststempel gab den Absendeort an. Die Karten sollten wir selbst in den Briefkasten am Bahnhofsgebäude werfen, wir könnten auch in die Bahnhofswirtschaft gehen, um dort ein Bier zu trinken, es wäre bereits bezahlt. Wir begriffen überhaupt nichts mehr. Die von mir geschriebene Karte an meine Eltern kam aus unerklärlichen Gründen niemals an. Verständlicherweise kursierte die Idee, alles stehen und liegen zu lassen und ganz einfach zu „türmen“. Aber wo sollten wir hin? Wir waren in Zivilkleidung, hatten keine Ausweise. Jede Militärstreife konnte uns aufgreifen. Wir übersahen die Lage nicht, das Risiko war zu groß. Gewiss ahnten wir durch die übermäßig starke Flugaktivität, dass es bald zu Ende sein müsste. Die Unsicherheit überfiel uns immer wieder.

Nach ca. einer Stunde Wartezeit tauchten zwei Lastwagen auf. Wir fingen an, das mitgebrachte Material - Holzteile, Zementsäcke, Werkzeuge - auf die Lastwagen zu laden. Ein Teil unserer Leute fuhr mit den Lastwagen nach Schnarchenreuth, einem kleinen Dorf, ca. 18 km nördlich von Hof. Hanke blieb mit 10 Personen, ich war auch dabei, in Hof, um weiter abzuladen. Die Transporte gingen im Pendelverkehr. Es dauerte viele Stunden, bis die Güterwagen ausgeladen waren. Die Strecke zu unserem Ziel in Schnarchenreuth war etwas bergig, unterwegs mussten die Fahrer oft neu „einheizen“, denn die Wagen fuhren mit Holzgas. Bei dem letzten Transport, es war bald 24 Uhr, war ich mit Hanke alleine. Es kam Fliegeralarm, wir mussten in einen Luftschuttkeller. Hanke insistierte, mit ihm zu kommen. Auf meine Bemerkung, dass er mit mir doch nicht zusammen in einen Luftschuttkeller gehen könnte, reagierte er überhaupt nicht, für ihn schien es selbstverständlich zu sein. Auf der anderen Seite konnte er mich auch nicht alleine lassen. Vielleicht war er doch besorgt, dass ich verschwinden würde. Es war schon nach 1 Uhr nachts, als wir auch in Schnarchenreuth ankamen. Man hatte uns in einer Scheune mit sehr reichlich Stroh auf dem Fußboden untergebracht. Durch die Dunkelheit konnte ich nicht sehen, was um mich herum war, das sollte sich erst am nächsten Morgen zeigen.

Um 7 Uhr wurden wir geweckt. Jetzt sah ich, wo wir überhaupt gelandet sind. Es war ein sehr großer Gutshof mit einem enormen vierstöckigen Gutshaus, man könnte es als ein verfallenes Schloss bezeichnen. Wir mussten antreten, Stuschka erschien und beschrieb die kommenden Arbeiten. Es war unsere Aufgabe, dieses Haus zu renovieren, um dort neue „Büros“, scheinbar ein letztes Ausweichquartier für die Gestapo, einzurichten. Was sollte im März 1945 dort noch untergebracht werden? Stuschkas Auftreten hatte sich sehr verändert. Nachdem ich in Wulkow sein Prügelknabe war, ließ er mich nun in Ruhe. Auch die anderen Kameraden hatten es dieses Mal etwas besser. Er konnte wohl nicht so, wie er es vielleicht wollte, wir waren ja mitten im Dorf, die

Bevölkerung sollte nichts merken. Ahnte vielleicht auch er, dass seine „Macht“ bald ein Ende haben würde?

Wir fingen nun an zu „renovieren“. Es war mehr ein Aufräumen. Es sollten neue Türen und Fenster eingesetzt werden, neue Fußböden usw. usw. Das Material, das wir mit uns hatten, reichte nicht aus, wir mussten im Sägewerk des Dorfes Material besorgen, völlig frei und ohne jegliche Bewachung, denn von der SS sahen wir nicht die Spur. Auch Hanke war verschwunden. Wir arbeiteten eine normale Arbeitszeit. Das Essen, das unser Koch Robert fertigbrachte, war in der Menge und Güte auch als normal zu bezeichnen. Sehr oft mussten wir die Arbeit unterbrechen, da amerikanische Jagdbomber die in der Nähe liegende Autobahn unter Beschuss nahmen. Jagdflugzeuge kreisten ständig am Himmel. Es begab sich, dass Heinz Frankenstein und ich mit Stuschka in der Nähe des Gutshauses waren, als plötzlich ein Jagdflugzeug auf uns herunterstieß. Stuschka warf sich direkt in einen Straßengraben, der mit Wasser gefüllt war. Wir verschwanden auf der anderen Seite der Straße, da war der Graben trocken. Sicherlich hat der Pilot eine Uniform gesehen, eine Garbe von Geschossen ging einen halben Meter von Stuschka in den Erdboden. Kreidebleich rappelte er sich aus dem Graben, total nass, und verschwand aus unseren Blicken. Über die militärische Lage wussten wir nichts. Die Dorfbewohner konnten uns auf Befragen auch keine zuverlässige Antwort geben, sie hörten ja nur die deutschen Nachrichten, nach denen alles in bester Ordnung war. Die deutsche Bevölkerung wurde bis zum Schluss betrogen und belogen.

Es war am 22. April 1945 morgens. Wir wurden sehr zeitig geweckt und zum Appell gerufen. Wir hatten uns innerhalb von 10 Minuten zum Abmarsch fertig zu machen. Wieder musste wir alles stehen und liegen lassen. Auf dem Gutshof standen zwei mit Planen zugedeckte Leiterwagen, jeder mit einer langen Deichsel. Woher die Wagen plötzlich kamen, darüber haben wir niemals Auskunft erhalten. Wir mussten Stricke an den Wagen befestigen. Je 25 Mann wurden aufgefordert, diese Wagen zu ziehen. Der Abmarsch von Schnarchenreuth war ein Faktum. Der längste Fußmarsch meines Lebens begann. Sechs alte Volkssturmmänner begleiteten uns. Stuschka fuhr auf einem Motorrad. Wir hatten keine Ahnung, wohin es gehen sollte. Am ersten Tag marschierten wir auf einem Stück Autobahn in Richtung Plauen. Durch Wegweiser und Straßenschilder hatten wir eine gewisse Orientierung. Die Schwierigkeit des Marsches lag darin, dass wir als „Pferde“ eine sehr schwere Last ziehen mussten, von der wir nicht wussten, was sie enthielt. Es ging bergauf und bergab. Die Abbremsung der Wagen war sehr notdürftig. Unsere Tagesetappen lagen bei Wind und Wetter um 30 km. Die Nächte verbrachten wir auf Bauernhöfen. Wir schliefen in Scheunen, Pferdeställen oder, wenn es das Wetter zuließ, auch im Freien. Die Müdigkeit war so groß, wir hätten im Stehen schlafen können. Ich erinnere mich, dass ich einmal in einem Pferdestall und in einer Futterkrippe ohne Stroh oder Heu geschlafen habe. Stuschka forderte die Verpflegung von den Bauern an. Oft war die Kost so recht kräftig. Die Bauern verstanden wohl, was vor sich ging.

Unsere Strecke führte über Adorf, Klingenthal auf sehr bergigem Gebiet über die Grenze in Richtung Karlsbad. Wir konnten uns das Ziel ausrechnen: Theresienstadt. Durch die großen Städte wie Karlsbad, Komotau und Brüx gingen oder besser zogen wir in der Nacht. Man sollte die Jammergestalten, die wir nun so langsam wurden, nicht sehen. Auf dem ganzen Marsch waren die Männer vom Volkssturm mit dabei. Einer von ihnen hatte schon seinen alten Karabiner im Anschlag, um Stuschka umzulegen. Heinz schlug ihm das Gewehr aus der Hand, es hätte nichts gebracht. Oft wurden wir von Jagdflugzeugen verfolgt, aber nichts geschah, trotzdem wir ein vortreffliches Ziel boten. Bald hatten wir des Rätsels Lösung. Am späten Nachmittag des **8. Marschtages** erreichten wir Lobositz. Wir hatten noch 7 Kilometer bis Theresienstadt zu laufen. Kurz vor der Stadt waren alle verschwunden, kein Stuschka, keine Volkssturmmänner, wir waren plötzlich ganz alleine. Das Tageslicht reichte noch aus, um unsere Last zu untersuchen. Die zwei Leiterwagen waren voll mit

Waffen und Munition, auf der Oberseite der Planen waren große Davidsterne gemalt. Die Flugzeuge mussten das gesehen haben, ich habe keine andere Erklärung dafür. Es war unsere Rettung. Wir berieten uns, was zu tun sei und kamen zu dem Entschluss, die Wagen doch noch die letzten Kilometer zu ziehen und sie in der Kommandantur abzuliefern.

Am späten Abend, es war der 29. April 1945, kamen wir in Theresienstadt an. Für mich war es das **4. Mal** innerhalb von zwei Jahren, durch die Tore der Kasematten zu kommen. Bei einer späteren Berechnung unseres Marschweges stellte ich fest, dass wir als „Pferde“ zweier schwer beladener Leiterwagen 240 - 250 Kilometer innerhalb von 8 Tagen gelaufen sind. Wir stellten die Wagen ab. Keiner kümmerte sich um uns. Wir sahen keine SS-Männer, wir sahen keinen Kommandanten, alles schien in Auflösung zu sein. Viel später erfuhr ich, dass die Amerikaner am Tage des Abmarsches nur 10 km von Schnarchenreuth entfernt waren. Wir hätten uns den Marsch ersparen können, wenn wir mehr Kenntnisse gehabt hätten. Keiner konnte ahnen, dass der Krieg in zwei Wochen beendet war und das „Dritte Reich“ nicht mehr existieren würde. Hätten wir es gewusst, kein Stuschka und kein Volkssturm hätten eine Chance gehabt, im schlimmsten Fall hätten sie es nicht überlebt.

Theresienstadt, ein Albtraum in Auflösung

Nach dem langen Marsch kehrte ich müde und an den Füßen verletzt zur Feuerwache zurück. Nichts hatte sich in den Wochen meiner Abwesenheit verändert, ich hatte meine alte Unterkunft wieder. Gerüchte gingen um, dass schwere Kämpfe um Berlin tobten, Hitler sollte sich erschossen haben. In Theresienstadt selbst merkten wir von alledem noch nichts. Der Lagerkommandant Rahm, ein Scharführer Haindl und eine Handvoll SS-Männer sollten sich noch in der Kommandantur aufhalten, wofür aber Bestätigungen fehlten. Gleichzeitig erfuhren wir, dass ein Vertreter des **IRK** (Internationales Rotes Kreuz), Herr Dunant, sich in Theresienstadt aufhalten würde. Er sollte bereits über die Übernahme des Lagers verhandeln. Ich machte meinen Dienst als Feuerwehrmann weiter. Auf der Spitze des Kirchturmes hatten wir einen Beobachtungsposten für den Fall, dass in der Stadt sichtbares Feuer ausbrechen sollte. Zwei Kameraden und ich hatten Dienst auf dem Turm. Da wir auch die Umgebung von Theresienstadt sehen konnten, beobachteten wir eines Morgens, es war schon Anfang Mai, eine lange Kolonne von weißen Lastwagen, die sich von Lobositz der Stadt näherten. Wir gaben die Nachricht sofort nach unten. Es erwies sich, dass die Lastwagen vom IRK waren, die Lebensmittel nach Theresienstadt brachten. Wir konnten uns nun ausrechnen, dass unsere Zeit in dem Ghetto bald beendet sein wird.

Theresienstadt schien das einzige noch existierende Lager zu sein, denn es kamen noch täglich Güterzüge mit Gefangenen aus anderen Konzentrationslagern zu uns. Es war ein jämmerliches Bild, als wir die Wagen öffneten. Wir wussten nicht, wer noch am Leben war. Sie hatten eine lange Reise hinter sich. Die größten Schwierigkeiten hatten wir mit den Überlebenden: Sie wollten uns nicht glauben, dass sie bald frei sein würden. Durch den Zuschuss an Lebensmitteln starben leider auch noch eine Menge Menschen; sie konnten die Aufbesserung einfach nicht vertragen.

Wir merkten, dass sich ein großes Chaos anbahnte, es funktionierte einfach nichts mehr. Die Selbstverwaltung hatte den Griff verloren, es kamen ja keine Anordnungen mehr von der SS. Die war schon über alle Berge. Wir hatten für den Augenblick nichts anderes zu tun als zu warten. Die Wartezeit war kurz. Heute ist es mir nicht möglich, ein genaues Datum anzugeben, ich glaube, es war der 9. Mai 1945. Außerhalb der Stadt hörten wir ein lautes Rasseln, von allen Seiten fuhren russische Panzer in die Stadt, sie wälzten die Bretterzäune um den Marktplatz nieder und stellten ihre Panzer auf dem Platz auf.

WIR WAREN WIEDER FREIE MENSCHEN.

Leider gab es Opfer unter uns. Die Freude war so groß, dass einige unserer Leute durch eigene Schuld beim Einmarsch der Russen verunglückten. Diesen Tag werde ich niemals vergessen, überall wurden Fahnen geschwenkt und Nationalhymnen gesungen. Viele begriffen überhaupt nicht, was geschehen war, aber alle waren glücklich und zufrieden. Ich selbst natürlich auch, ich habe 26 Monate Haft überlebt. Es gab allerdings bei mir einen sehr bitteren Tropfen: Meine Steffi durfte diesen Tag nicht mehr erleben.

Direkt nach der Übernahme des Lagers durch das IRK und die Russen wurde eine vollständige Quarantäne von sechs Wochen verhängt. Es hat sich erwiesen, dass Typhus in der Stadt ausgebrochen war und keiner durfte die Stadt ohne Genehmigung verlassen. Russische Ärzte und Krankenschwestern errichteten Untersuchungszelte auf dem Marktplatz, das bestehende Krankenhaus wurde mit Medikamenten versorgt. Die allgemeine Kost wurde anfangs auf eine besondere Diät ausgerichtet, um die Menschen wieder an eine normale Kost zu gewöhnen. Zuerst gab es einfach gekochte Graupen, die dann mit Fleisch und Fett aufgebessert wurden. Wir konnten essen, soviel wie wir wollten. Zum Schluss war es soviel und abwechslungsreich, dass wir es nicht mehr schaffen konnten. Die guten Sachen des IRK mussten zuerst abgestellt werden, später bekamen wir sie wieder. Man benutzte auch die Quarantänenzeit, um uns zu registrieren, was für die Rückkehr in die Heimat sehr wichtig war.

Eine Aufgabe stand uns Wulkower noch bevor: Wir mussten mit Raffke abrechnen. Wir suchten ihn tagelang, bis er in einem Keller eines Hauses aufgestöbert wurde. Alle Kameraden versammelten sich an einem Nachmittag in einer Straße, die Frauen sollten wegbleiben. Das, was wir mit Raffke vorhatten, war nichts für sie. Wir waren ca. 160 - 170 Männer, jeder bewaffnet mit einem Knüppel. Wir stellten uns je zur Hälfte auf, mit einer Gasse dazwischen. Man holte Raffke, er musste „Spießrutenlaufen“. Alle hatten nun die Möglichkeit mehr oder weniger mit ihm abzurechnen. Nach dem ersten Umgang brach Raffke zusammen. Er erholte sich nach seiner eigenen, früher von ihm angewendeten Methode: einen Eimer Wasser über den Kopf und dann ging es weiter. Nachdem wir nicht mehr wussten, was bei Raffke vorne und hinten war, ließen wir von ihm ab. Einige von uns brachten ihn in das Krankenhaus, wo man ihn wieder notdürftig zusammenflickte. Man machte ihm später in Prag den Prozess, er soll 1947 hingerichtet worden sein. Ich selbst habe keine eindeutige Bestätigung dafür.

Die ersten Wochen in Freiheit vergingen. Ich machte weiter Dienst bei der Feuerwehr. Auf uns kam aber noch eine andere Aufgabe zu: Neben Theresienstadt war die „Kleine Festung“, ein Bauwerk ähnlich der Stadt. Unter den Nazis war es ein Gefängnis der Gestapo. Die früheren Gefangenen waren nun die Wächter für die jetzt inhaftierten Parteibonzen. Wir holten jeden Tag 50 Nazis zur Arbeit aus der Kleinen Festung nach Theresienstadt. Wir waren 12 - 15 Mann zur Bewachung, bewaffnet mit einem Gummiknüppel, mit der strengen Order, nur davon Gebrauch zu machen, wenn es notwendig war. Ich muss es gestehen, für mich war das ein herrliches Gefühl, einmal selbst Macht zu besitzen. Vor drei Wochen war es noch umgekehrt. Zu der Arbeit, die diese Nazis verrichten sollten, gehörte u.a. auch das Ausheben und Reinigen der Latrinen in den Kasernen. Ich möchte mich hier einer näheren Beschreibung aus verständlichen Gründen enthalten. Nach der Arbeit mussten wir sie mit einem Schlauch und kaltem Wasser abspritzen, sie stanken infernalisch. Es gab auch Schläge, wenn sie frech zu uns waren. Bei uns gab es keine Rücksicht oder Bedenken, diese Menschen zu den niedrigsten Arbeiten zu zwingen. So schnell vergisst man die Behandlung nicht, die wir noch bis vor kurzer Zeit selbst erfahren haben.

Die Quarantäne ging zu Ende und es war Zeit, Theresienstadt als freier Mensch zu verlassen. Wir bekamen einen Ausweis in vier Sprachen, der uns berechnete, freie Bahnfahrt, Unterkunft und Verpflegung bis in den Heimatort in Anspruch zu nehmen. Wir besorgten uns neue Kleidung, einen Overall, den ich mit meiner Transportnummer versah, eine neue Feuerwehrmütze und diverse andere Sachen, die wir auf der Heimreise brauchten. Wir, d.h. Herbert Hirschberg, Wulkower, Feuerwehrmann und Berliner, Traute Goldschmied, ein Mädchen, die auch in Wulkow war, Mischling und Berlinerin und ich, wir drei machten uns am 10. Juni 1945 auf den Weg, um in unsere alte Heimatstadt Berlin zu kommen.

Heimkehr

Wir verließen Theresienstadt mit einem Bus, der uns zur Bahnstation Lobositz brachte. Wie ich vor bald 27 Monaten das erste Mal durch die Kasematten ging, glaubte ich nicht, einmal in Freiheit den umgekehrten Weg zu gehen. Ich dachte in diesem Augenblick an das, was ich erleben musste, an die Demütigungen und Schläge, an die großen Strapazen, an das minderwertige Essen. Ich dachte aber auch daran, dass sehr viele meiner Lagerkameraden diesen Tag nicht erleben durften. Man hatte sie aus dem „Vorzeigeghetto Theresienstadt“ nach dem Osten zur Vernichtung geschickt. Nur sehr wenige Berliner, die nach Theresienstadt kamen, hatten diese unglaublich schwere Zeit der Inhaftierung überlebt.

Nachforschungen ergaben, dass 14.663 Personen von Berlin deportiert wurden, von denen nur 1728 am Leben blieben. Von meinem Transport, der 1164 Personen umfasste, überlebten 170. Einer von ihnen bin ich.

In Lobositz warteten wir ca. 2 Stunden auf einen Zug, der uns zuerst nach Dresden brachte. Auf dem völlig zerstörten Hauptbahnhof wurde uns mitgeteilt, dass es vorläufig unmöglich sei, mit einem Zug nach Berlin zu kommen. Es war nichts weiter zu tun, als in Dresden zu bleiben und zu sehen, wie sich die Situation verändert. Man schickte uns zu einem „Antifaschistischen Komitee“, dort würden wir weitere Hilfe bekommen. So war es dann auch. Ein Mann von diesem Komitee ging mit uns zu einem Wohnblock. Er hatte eine Pistole bei sich, schoss einmal in die Luft, worauf alles aus den Fenstern guckte. Mit lauter Stimme fragte er, wer sich freiwillig meldet, uns drei für eine Woche aufzunehmen. Eine Frau im zweiten Stock sagte zu, uns zu nehmen. Es erwies sich, dass man ihren Mann als Parteibonzen verhaftet hatte, sie wollte sich wohl reinwaschen. Die Frau war an sich sehr nett, sie sprach viel über das Geschehene und hatte sehr großes Verständnis für unsere Lage, aber sicherlich ein desto schlechteres Gewissen. Wir beiden Männer bezogen das Schlafzimmer, Traute schlief im Wohnzimmer, die Wohnungsbesitzerin hatte noch ein kleineres Zimmer zur Verfügung.

Wir bekamen auf einer Kartenstelle doppelte Lebensmittelkarten für Schwerarbeiter und waren verwundert, dass die Lebensmittelzuteilung einigermaßen funktionierte. Das, was wir erhielten, war soviel, dass wir unsere Wirtin mitversorgen konnten. An einem Tag gingen wir in eine Zigarettenfabrik, die wieder arbeitete; wir wollten uns etwas zum Rauchen besorgen. Jeder von uns bekam 200 Zigaretten, was konnten wir mehr verlangen? Wir fühlten uns in Dresden sehr wohl, wir konnten ja aus dem Vollen schöpfen.

Nach einer Woche wollten wir weiter. Die Zugverbindung war immer noch unterbrochen. Wir beschlossen, uns zu Fuß in Richtung Berlin zu begeben, vielleicht tauchte unterwegs etwas auf. An längere Fußmärsche war ich gewöhnt, also marschierten wir zu dritt in Richtung Berlin. Für Kost und Logis hatten wir unsere Ausweise. Es klappte in der Regel überall, wir litten keine Not. Unsere erste Etappe ging nach Großenhain, ca. 30 km Wanderung. Dort erfuhren wir, dass es eine Zugverbindung von Bad Liebenwerda nach Jüterbog gibt. Wir übernachteten in einem Gasthof und gingen am nächsten Tag nochmals ca. 35 km bis Bad Liebenwerda. Wir kamen am Abend an, am nächsten Morgen um 6 Uhr sollte ein Zug nach Jüterbog gehen. Der Ort war von Menschen überfüllt. Unsere Nachtunterkunft war dieses Mal eine Arztpraxis. Ich erinnere mich, dass ich auf dem Untersuchungstisch des Arztes geschlafen habe. Herbert Hirschberg wollte schon sehr früh zum Bahnhof. Ich meinte, dass eine halbe Stunde vorher Zeit genug wäre. Gesagt, getan, wir kommen zum Bahnhof, es war eine Unmenge von Menschen da, die auf den Zug warteten. Unsere Aussichten mitzukommen waren sehr gering. Plötzlich entdeckte Herbert etwas. Er drängte sich durch die Menschen, wir immer hinterher. Auf einmal wurden von Herbert Ohrfeigen ausgeteilt. Er hatte einen Mann erwischt, der vergessen hatte, sein Naziparteiabzeichen abzunehmen. In der

Aufregung des Gefechtes kam der Zug in den Bahnhof. Wir waren so gut wie die Ersten in einem Abteil. Herbert, ein großgewachsener und starker Mann, konnte sich bei dem Anblick des Abzeichens nicht zurückhalten.

Auf diese Weise kamen wir nach Jüterbog; wir hatten zwei Drittel der Heimreise geschafft. Wir übernachteten in einem Hotel. Am nächsten Morgen gab es eine Zugverbindung nach Lankwitz, einem Vorort von Berlin. Als wir zum Bahnhof kamen, war der Zug schon überfüllt. Wir gingen den Bahnsteig entlang. Aus einem Abteil, in dem vier junge Männern in Zivil saßen, hörten wir: „*Jetzt kommen die KZler nach Hause.*“ Das war nun wieder für Herbert zu viel. Er wollte sich die Burschen vorknöpfen. Ich riet ihm aber ab, holte anstelle die Bahnpolizei. Es erwies sich, dass die 4 Männer Angehörige der SS waren. Sie wurden aus dem Zug geholt und verhaftet, wir saßen im Zug. Nach ein paar Stunden langsamer Fahrt kamen wir in Lankwitz, einem südlichen Vorort von Berlin, an. Wir hatten unser Ziel nach vielen Mühen erreicht.

Wieder in Berlin

Schon unterwegs haben wir uns überlegt, was wir in Berlin anfangen könnten, da wir über unsere Angehörigen nichts wussten. Traute hatte eine Adresse, wohin sie sich wenden wollte. Ich erfuhr noch in Wulkow durch Wilhelm Voss, dass meine Eltern in der Prinzregentenstraße ausgebombt wurden und in Niederschönhausen wohnten. Herbert hatte vorerst keine Bleibe, weshalb er mich fragte, ob er mit mir gehen konnte. Wir trennten uns in Tempelhof von Traute. Herbert und ich versuchten teilweise mit einem Bus, einer Teilstrecke der U-Bahn, einem Stück Straßenbahn und viel Laufen nach Pankow zu kommen, wo ich wusste, dass dort Mutters Bruder Alfred und seine Frau Maria wohnten. Ich wollte mich erst überzeugen, wie es meinen Eltern ergangen ist.

Tante Maria fiel bald hinten über. Sie begrüßte mich mit den Worten: „Wo bleibst Du denn solange, Deine Eltern warten schon eine Woche auf Dich.“ Ich hatte natürlich keine Ahnung, dass es eine Überlebendenliste von Theresienstadt in Berlin gab, dadurch hatten die Eltern über mich Bescheid erhalten. Maria machte sofort warmes Wasser, wir konnten baden und uns mit geliehenen Oberhemden wieder zurecht machen. In der Zwischenzeit kam auch Alfred. Die Freude war natürlich sehr groß. Ich erfuhr auch von beiden, dass mein Vater direkt nach der Kapitulation wieder in seine Apotheke eingewiesen wurde, wenn auch nur als Treuhänder nach einem Nazi. Die Eltern waren gesund, aber sehr beunruhigt, dass ich noch nicht da war.

Mit Alfred als Vorboten kamen wir nach Niederschönhausen. Die Eltern wohnten im Oberstock einer Villa in der Moltkestraße mit direkter Aussicht auf die Straße. Herbert und ich hielten etwas Abstand. Wir schickten Alfred zu meiner Mutter vor, Vater sollte erst am Abend kommen. Alfred hatte sich sicherlich nicht richtig ausgedrückt, als er klingelte. Meine Mutter kam direkt aus dem Haus gelaufen. Es war eine Begrüßung, die ich nicht vergessen werde.

Ich war wieder zu Hause.

Ich kann mich heute noch genau entsinnen, wie ich am Abend am Küchenfenster saß und meinen Vater kommen sah. Er sah auch mich, er lief, was er konnte mit seinen 64 Jahren. Wir fielen uns in die Arme, es war ein so schönes Wiedersehen. Herbert konnte natürlich bei uns bleiben, er wollte am nächsten Tag seine Leute suchen.

Ich werde den ersten Abend in meinem Elternhaus nicht vergessen. Vater ging in den Keller und holte eine Flasche Wein nach oben. Er hatte sie aufgehoben für den Augenblick, wenn ich wieder zurückkomme. Wäre ich nicht gekommen, wäre die Flasche niemals geöffnet worden. Ich sehe heute noch den Platz vor mir, wo mich mein Vater fragte: „**Nun, mein Jungchen, ist alles vorüber. Hast Du Dir schon Gedanken gemacht, was werden wird?**“ Nach allem Erlebten hatte ich nur eine einzige Antwort: „**Ich will so schnell wie nur möglich aus diesem Lande, hier habe ich nichts mehr verloren.**“ Diese Antwort hatte mein Vater allerdings nicht erwartet, für ihn war sie ein sehr großer Schock. Viele Jahre später musste er doch zugeben, dass er mich in dieser Beziehung verstanden hatte, auch wenn es ihm sehr schwer fiel.

Es war nicht leicht, mich an den nun herrschenden Alltag zu gewöhnen. Ich bekam einen Ausweis als „Opfer des Faschismus“. Ich hatte keine finanziellen Sorgen, ich bekam einen angemessenen Betrag. Ich hatte die höchsten Lebensmittelkarten. Ich brauchte nirgendwo auf etwas zu warten. Ich konnte tun und lassen, was ich wollte. Doch was nutzte es mir? Ich konnte nicht mit Menschen um mich herum leben, von denen ich wusste, dass sie noch kurze Zeit vorher die Hand nicht hoch genug strecken konnten und „Heil Hitler!“ brüllten. Diese Menschen behaupteten später, von allem nichts gewusst zu haben. Sie haben uns mit den „**Gelben Sternen**“ gesehen und konnten die **Deportationen** auf Straßen und Bahnhöfen beobachten. Alles spielte sich in der großen Öffentlich-

keit ab, Tatsachen, die man **nicht sehen** wollte. Sie waren „*die stillen Zuschauer*“ von einer Vergewaltigung, die den grausamen Tod von unzähligen und unschuldigen Menschen zur Folge hatte.

Viele Mitläufer des Naziregimes traten an mich mit der Bitte heran ihnen zu helfen, einen sogenannten „**Persilschein**“ zur Entnazifizierung zu erhalten. Diese Menschen hätten ja „**niemals etwas gegen die Juden**“ gehabt. Ich fragte die gleichen Leute, was sie getan haben, um den jüdischen Verfolgten in ihrer Not und Verzweiflung zu helfen. Sie blieben mir immer die Antwort schuldig. Ich konnte und wollte ihnen nicht helfen.

Die Aussichten, das Land zu verlassen waren kurz nach Kriegsende sehr spärlich, die allgemeine Lage hatte sich noch nicht richtig stabilisiert. Ich konnte es auch nicht über das Herz bringen, gleich wieder aus dem Haus zu gehen. Ich beschloss, erst einmal abzuwarten, was weiter geschieht. Man bot mir verlockende Anstellungen an, ich konnte mich aber zu nichts entschließen. Ich wohnte weiter bei meinen Eltern in Niederschönhausen im Norden von Berlin. Es war so gut wie unmöglich, mir einen neuen Bekanntenkreis zu schaffen. Mit der Zeit bekam ich doch mit ein paar Leuten im westlichen Teil Berlins Kontakt, es war aber immer mit Schwierigkeiten verbunden dorthin zu kommen. Die Verkehrsverbindungen waren nach allen Zerstörungen noch sehr mangelhaft und vor allen Dingen nicht durchgehend. Von Nachbarn lieh ich mir manchmal ein Fahrrad, dann ging es besser und schneller.

Nach dem Ende des zwölfjährigen Terrorregimes hatte ich Zeit, über meine bisherige Vergangenheit nachzudenken. Ich erinnerte mich an meine früheste Jugend, an meine Schule und Schulkameraden, an meine spätere Jugend, an meine Ausbildung, an meine Freunde, an meine Steffi. Ich musste mich an die Verbrechen eines Regimes erinnern, unter dem ich selbst sehr gelitten hatte. Meine junge Frau und unzählige Freunde mussten unschuldig in den Tod gehen. Ich selbst hatte das große Glück, diese Schreckenszeit zu überleben. Die harte und diskriminierende Zwangsarbeit und darauf folgende Haftzeit konnte ich aufgrund meiner jungen Jahre und auch verhältnismäßig guten Kondition überstehen. Bedeutend schlimmer waren die seit 1933 systematisch aufgebaute Demütigung und der psychische Terror gegen die jüdische Bevölkerung. Durch Gesetze, Verordnungen und Gewalt beherrschte man eine völlig wehrlose und vor allen Dingen völlig schuldlose Bevölkerungsgruppe, bis man sie allmählich in Konzentrationslager verschleppte und schließlich brutal ermordete. Ich suchte nach einer Erklärung für das Geschehene. Ich suchte lange, ich fand sie nicht und werde sie niemals finden.

Langsam fiel mir wieder die Decke auf den Kopf. Ich musste mich nach einer Beschäftigung umsehen. Die Möglichkeiten als Innenarchitekt zu arbeiten waren Ende 1945 noch nicht gegeben. Ich versuchte es als Maschinentischler in einer Bautischlerei für Fenster und Türen in Pankow. Ich wurde sofort angenommen. Die Arbeit als solche sagte mir zu, aber es war keine Zukunft für mich.

Anfang 1946 bekam mein Vater endlich seine so lange ersehnte eigene Apotheke. Er war 65 Jahre alt, als er sie übernahm. Ich hätte ihm gegönnt, sich nach den erlebten Jahren zur Ruhe zu setzen, aber Vater wollte noch einmal seine eigene Apotheke haben. Wir merkten, dass er nicht aufgeben wollte. Er bekam die Katharinen-Apotheke in Weißensee, die in einem ziemlich schlechten Zustand war. Hier konnte ich mit meinem Können einen Einsatz machen. Ich reparierte und änderte, ich versuchte mit den uns zur Verfügung stehenden Materialien etwas zu schaffen. Vater hatte auch Glück und bekam gute Mitarbeiter. Sein sehnlichster Traum ging in Erfüllung. Er arbeitete noch ganze 10 Jahre in seiner Apotheke. Er war zufrieden und vor allen Dingen rehabilitiert.

Meine eigene Situation machte mir große Sorgen. Ich sah keine Zukunft, ich wollte das Land verlassen, aber wusste nicht wohin. Die Lage erschien für mich hoffnungslos. Ich beschloss nun, das Äußerste in meinem Beruf zu erreichen. Ich wollte auch noch den Meisterbrief im Möbelhandwerk machen, es konnte ja nicht zum Schaden sein. Im Januar 1946 arbeitete schon wieder die

Tischlerinnung. Ich machte mich auf den Weg zu ihr, um meine Möglichkeiten zu erforschen. Meine Aussichten waren ziemlich schlecht. Erstens hatte ich keinen offiziellen Gesellenbrief, zweitens war ich mit meinen 26½ Jahren zu jung und drittens hatte ich zu wenig Praxis. Nachdem ich den Herren der Innung klar gemacht hatte, wer ich bin und was ich erlebt hatte, gaben sie mir die Erlaubnis, ein Meisterstück mit entsprechendem Schwierigkeitsgrad zu bauen. Ich entschied mich für einen sogenannten Junggesellenschrank, einen Ankleideschrank, Nussbaum furniert, Rahmentüren mit schwierigen Profilen abgesetzt. Der Schrank entsprach den ziemlich harten Bestimmungen zur Erlangung des Meisterbriefes. Schon nach wenigen Tagen erschien ich wieder bei der Innung mit einer Skizze im Maßstab 1:10. Die Skizze wurde genehmigt. Nun hieß es, eine vollständige Werkzeichnung im Maßstab 1:1 anzufertigen. Ich beschaffte mir eine große Sperrholzplatte, legte sie auf den Esszimmertisch und dann ging es an das Zeichnen. Gelernt ist gelernt, nach drei Tagen war ich damit fertig. Als ich nach so kurzer Zeit wieder bei der Innung auftauchte, fragten die Herren, was ich denn schon wieder wollte. Die Werkzeichnung vorlegen, war meine Antwort. Sie konnten es nicht glauben, dass ich schon damit fertig war. Ich sollte erst einmal ein Glas Bier trinken gehen und nach zwei Stunden wiederkommen. Man prüfte die Zeichnung sehr ausgiebig, konnte aber keinen Fehler entdecken. Die Herren sagten mir, dass sie so eine Zeichnung von mir nicht erwartet hätten. Ich konnte die Leute nun nicht länger hinhalten, ich erklärte ihnen, welche Ausbildung ich bereits hatte. Das hätte ich ihnen doch gleich sagen können, war ihre Meinung. Ich selbst hatte etwas Freude daran. Die vorgelegte Zeichnung wurde genehmigt und ich konnte anfangen. Nun musste eine Möbeltischlerei ausfindig gemacht werden, die das dazu nötige Material und Maschinen sowie auch Platz für mich hatte. Wer konnte eher in Frage kommen als Otto Gleichmar, die letzte Firma vor meiner Verhaftung? Ich fuhr mit großen Erwartungen in die Zossenerstraße und ging in das mir bekannte Büro. Wer saß hinter dem Schreibtisch? Kein anderer als Gleichmar Junior, der frühere SS-Mann. Ich glaubte zuerst nicht meinen Augen trauen zu können, aber er war es. Ich wusste nicht, ob er mich absichtlich nicht erkennen wollte. Ich sagte ihm, wer ich bin und erinnerte ihn an vergangene Zeiten. Ihm war sicherlich nicht sehr wohl in seiner Haut. Nachdem sich nun der Schreck auf beiden Seiten gelegt hatte, zeigte der Junior eine so überschwänglichen Freundlichkeit, dass ich schon kehrtmachen wollte. Ich sagte mein Anliegen. Selbstverständlich konnte ich mein Meisterstück bei ihm machen, es wäre sogar eine besondere Ehre für ihn, ich brauchte nichts zu bezahlen usw. usw. Ich sagte nur dem Junior, dass ich von ihm nichts geschenkt haben möchte, ich wollte Gleiches mit Gleichem nicht vergelten. Ich habe bezahlt, was zu bezahlen war, und damit war die Angelegenheit für mich erledigt. Ich brauchte ca. sechs Wochen bis zur Fertigstellung. Der Schrank wurde ohne Fehler abgenommen. Gleichmar junior bot mir den Posten als Werkmeister in der Firma an, ich lehnte aber mit den Worten ab, dass ich darauf verzichte, ein zweites Mal unter ihm zu arbeiten. Er meinte, die Zeiten hätten sich doch geändert. Meine Antwort war nur: **„Gewiss haben sich die Zeiten geändert, aber die Menschen und deren Vergangenheit haben sich nicht geändert.“**

Bevor die theoretische Prüfung vonstatten ging, musste noch einmal eine praktische Arbeitsprobe gemacht werden. Wir waren 10 Anwärter für den Meisterbrief. Wie schon gesagt war ich der Jüngste, die anderen waren 45 - 60 Jahre. Sie waren schon tüchtige Handwerker, mussten aber den Meisterbrief machen, um Lehrlinge ausbilden zu können. Werkzeug und ausgehobeltes Kiefernholz sollten wir mitbringen. Als Arbeitsprobe war ein Rahmen mit vier verschiedenen Eckverbindungen anzufertigen. Wir fingen mittags um 1 Uhr an, ich ging als erster um 3 Uhr nach Hause, der Letzte ging um 7 Uhr abends.

Die theoretische Prüfung bereitete mir auch keine Schwierigkeiten, das meiste hatte ich schon vorher gelernt und hatte jetzt Verwendung dafür. Von den 10 Aspiranten kamen 6 durch die Prüfung ohne Anmerkung, den restlichen 4 gab man nach 6 Wochen noch einmal eine Chance. Am 15. Juni 1946 erhielt ich meinen Meisterbrief. Damit hatte ich in meiner Branche alles erreicht, was es zu erreichen gab, und auch einen soliden Grund außerhalb von Deutschland einer besseren Zukunft entgegenzusehen.

47 Jahre verblieb mein Meisterstück im ehemaligen Ostberlin, da unter dem DDR-Regime keine Möglichkeit für eine Ausfuhr bestand. Heute steht der Schrank in bester Verfassung wieder in unserer Wohnung, auch die Werkzeichnung ist noch erhalten. Wenn es sich ermöglichen lässt, soll beides einmal in den Besitz meiner Enkelkinder Kirstin und Tim in Australien übergehen.

00000

Nach Erhalt meines Meisterbriefes suchte ich mir eine bessere Position innerhalb meines Berufes. Nach wie vor war es unmöglich als Innenarchitekt eine zufriedenstellende Arbeit zu finden. Es herrschte ein ziemliches Chaos auf Grund der finanziellen Verhältnisse. Die alte Reichsmark war nicht viel wert, der Schwarzmarkt blühte. Ich bewarb mich in der Möbelfabrik Gründler am Kottbusser Damm als Werkmeister und bekam auch sofort die Anstellung. Diese Firma hatte den Auftrag, noch vorhandenes und brauchbares Material aus der ehemaligen Reichskanzlei zu demontieren und für andere Zwecke umzuarbeiten. Für mich war es ein großes Ereignis, einen Blick in dieses ehemalige „Machtzentrum“ zu werfen. Es war erstaunlich, was wir in diesem brandsicheren, aber doch teilweise ausgebrannten Gebäude vorfanden. Neben SS-Uniformteilen, Medaillen verschiedener Sorten und anderen Nazi-Trophäen, die über den Fußböden verstreut lagen, gab es noch sehr brauchbare Wandpaneele von höchster Qualität. Der Zugang zu diesem Gebäude war nur mit Erlaubnis möglich. Einmal hatte ich auch die Möglichkeit, meinen Vater mitzunehmen. Wir besuchten Hitlers Arbeitszimmer, das in einem noch verhältnismäßig guten Zustand war. Von den Möbeln war natürlich nichts mehr vorhanden, die hatten schon die Russen vorher herausgeholt. Die festen Einrichtungen wie Wand- und Deckenpaneele waren noch vorhanden. Mein Vater konnte es nicht unterlassen, sich in diesem Zimmer an die Wand zu stellen, um symbolisch ein gewisses Geschäft zu verrichten, was für ihn wohl die allergrößte Genugtuung war. Ich gönnte es ihm von Herzen.

In der Firma Gründler blieb ich nur wenige Monate, da ich ein anderes und besseres Angebot über eine Annonce erhielt. In der Leibnitzstraße, die zum damaligen amerikanischen Sektor gehörte, befand sich eine Kleinmöbelfabrik, deren Besitzer Georg Reindler einen Meister brauchte, um sein Gewerbe weiterführen zu können. Wir stellten einfachere Kleinmöbel her, die dem vorhandenen Maschinenpark entsprachen. Aus dem restlichen Material produzierten wir verschiedene Spielzeuge aus Holz. Der größte Teil des Materials wurde im „Tauschverfahren“ beschafft. Wir hatten auch Aufträge, Nachtclubs, die zur dieser Zeit wie Pilze aus der Erde schossen, einzurichten. Meine Kenntnisse als Innenarchitekt konnte ich nun auf diese Weise anwenden. Was die übrigen „Transaktionen“ betraf, war dafür Georg Reindler zuständig.

Die Rückkehr in mein Elternhaus brachte neue Probleme mit sich. Ich wohnte wieder bei den Eltern und beiden fiel es schwer zu verstehen, dass ich nach einer wenn auch leider nur kurzen Ehe und nach allem Erlebten eine gewisse Handlungsfreiheit in Anspruch nehmen wollte. Besonders mein Vater versuchte, wieder eine gewisse „Aufsicht“ über mich auszuüben, die meine Selbstständigkeit, so wie ich es mit meinen bald 27 Jahren sah, einschränkte. Der Generationsunterschied machte sich mehr und mehr bemerkbar. Gewiss war ich davon überzeugt, dass er es auf seine Weise gut mit mir meinte, aber er konnte es nicht begreifen, dass ich nun ein erwachsener Mann war. Bis auf kleinere „Gegensätze“ war das Verhältnis zu meinen Eltern in keiner Weise getrübt. Eine offene Diskussion über dieses Thema zu führen, wie man es heute machen würde, dazu waren damals die allgemeinen Voraussetzungen nicht gegeben. Ich versuchte, mich in die Lage meiner Eltern zu versetzen. Sie hatten in ihrem Leben nicht viel von ihrem Sohn. Als Kind war ich viel krank, der Aufenthalt in Italien, die Verfolgungszeit, die Ankündigung, Deutschland so schnell wie nur möglich zu verlassen, alles trug sicherlich dazu bei, die Zeit zurückschrauben zu wollen. Ich musste auch selbst daran denken, dass mein Leben weitergeht. Ich war noch zu jung. Ich konnte an der Ermordung meiner jungen Frau nichts mehr ändern, so trostlos es auch klingen mag.

In dieser Phase lernte ich Anfang 1946 Ursula kennen. Wir verstanden uns sehr gut und trafen uns immer öfter. Selbstverständlich berichtete ich über meine Vergangenheit, vermied es aber sehr bewusst, irgendwelche Vergleiche zu meiner früheren Ehe zu ziehen.

Mein seelischer und auch teilweise nervlicher Zustand nach der Verfolgungszeit war nicht besonders gut. Ursula versuchte auf ihre Weise, mich auf andere Gedanken zu bringen, um die Vergangenheit zu überbrücken. Meine Pläne, Deutschland für immer zu verlassen, waren nach wie vor aktuell. Ich ließ keine Zweifel darüber aufkommen, sie auch bei der ersten besten Gelegenheit durchzuführen. Ursula setzte meinen Plänen nichts entgegen und so beschlossen wir zu heiraten, um dann gemeinsam in einem anderen Land unser Glück zu versuchen.

Mitte Dezember 1946 war die Hochzeit, wir bekamen eine möblierte Zwei-Zimmer-Wohnung am Retzbacher Weg in Pankow, in der wir dann noch ein ganzes Jahr wohnten.

Durch Zufall erfuhren wir, dass Facharbeiter nach Schweden gesucht wurden. Ich stellte die Gesuche an die schwedischen Einwanderungsbehörden, wir bekamen eine Zusage und ich konnte meinen lange ersehnten Wunsch erfüllen, legal mein Geburtsland zu verlassen. Am 12. Dezember 1947 betraten wir zum ersten Mal schwedischen Boden. Dieses Land sollte meine neue Heimat werden, denn für mich war es von größter Wichtigkeit, ein völlig neues Leben zu beginnen. 1954 erhielt ich die schwedische Staatsangehörigkeit mit allen Rechten und Pflichten. Schweden wurde und ist meine neue Heimat. In meiner Ehe mit Ursula bekam ich zwei Kinder: die Tochter Stefanie, die jetzt in Australien lebt, und den Sohn Rolf, der mit seiner Mutter heute wieder in Deutschland lebt. Die Ehe scheiterte, sie wurde im Jahr 1959 geschieden. Zu meiner Tochter, ihrem Mann und zwei Enkelkindern habe ich die allerbesten Beziehungen, die durch Telefongespräche und gelegentliche Besuche aufrecht erhalten werden.

Meine jetzige Frau und Lebenskameradin Jutta heiratete ich im Dezember 1964. Zu diesem Zeitpunkt gab es noch viele Spuren aus der Vergangenheit, die ich nicht so leicht loswerden konnte. Mit der Zeit haben wir gemeinsam einen Ausgleich geschaffen, eine Ebene, auf der wir über 35 Jahre glücklich und zufrieden gelebt haben. Wir haben die allerbesten Voraussetzungen, auch in Zukunft unser Leben in gleicher Weise zu gestalten und hoffen, dass uns die Gesundheit noch lange erhalten bleibt.

Epilog

Nach Kriegsende suchte ich den Brunnenbaumeister Wilhelm Voss auf. Es war ein sehr freudiges Wiedersehen. Es stellte sich heraus, dass er alter Sozialdemokrat war. Dadurch wurde mir klar, weshalb er für die Nazis nicht viel übrig hatte. Ich konnte ihm für seine sehr riskante Hilfe danken. Meine Frage, ob er jemals mit Stuschka Schwierigkeiten hatte, verneinte er.

Theresienstadt besuchte ich zweimal. Das erste Mal im Jahre 1987. Die Stadt war zum Teil wieder bewohnt, in den Kasernen lag tschechisches Militär. Ein großer Teil der Wohnhäuser war in dem gleichen Zustand wie im Jahr 1945. Die Straßen waren nunmehr asphaltiert. Zu meiner größten Verwunderung fand ich in Theresienstadt selbst keine Spur von einem Hinweis auf die vergangene Zeit. Das damalige tschechische Regime zeigte für das große Leiden der früheren jüdischen Inhaftierten sehr wenig Interesse.

Als ich 1992 das zweite Mal in Theresienstadt war, hatte sich in dieser Beziehung eine Menge verändert. Es gibt heute ein Museum und ein Informationsbüro. An einer Seite des Marktplatzes sind zwei große Stadtpläne aufgestellt, Theresienstadt zur Hitler- und zur Nachkriegszeit. Die Wohnhäuser waren nach wie vor unverändert, teilweise bewohnt, teilweise verschlossen und verwahrlost. Die Stadt machte einen völlig trostlosen Eindruck, man könnte glauben, dass sie sich nach 1945 nicht mehr erholt hat.

Das Schloss Heydrich besuchte ich auch 1992. Es war sehr schwierig, dort hinein zu kommen, denn ein Forschungszentrum hatte das Schloss übernommen. Es hat sich im Grunde nicht viel verändert: Unsere Unterkunft, der Pferdestall, wurde zu einer Werkstatt umgebaut. Auch die übrigen Gebäude haben nunmehr eine andere Funktion. Auf dem Gelände der Großgärtnerei stehen heute zum Teil neue Reihenhäuser. Der Swimmingpool besteht nach wie vor, er ist dicht und wird heute als Löschteich benutzt. Wir haben vor 50 Jahren scheinbar gute Arbeit geleistet. Der übrige Garten war sehr verwildert.

Im Frühjahr 1990 fuhr ich nach Wulkow, um mich dort umzusehen. Außer einigen Betonpfählen für den Zaun um die damalige Barackenstadt der Gestapo war nichts mehr zu sehen. Das Gelände unseres eigenen letzten Lagers konnte ich ausmachen. Leider ließ es das Wetter nicht zu, einen näheren Blick darauf zu werfen. Ich fand auch unser Sandgrubenlager, das wir aus mir heute nicht mehr begreiflichen Gründen „Sama Jama“ nannten. Diese Sandgrube ist heute mit dicken Bäumen überwachsen. Ich war in einer Gastwirtschaft in Wulkow und traf eine alte Dame von ca. 80 Jahren. Sie konnte sich noch sehr gut an die damalige Zeit erinnern. Sie wusste wohl etwas von unserer Existenz, aber an Einzelheiten konnte sie sich nur sehr schwer erinnern.

In Schnarchenreuth war ich mehrere Male, da mein verstorbener Freund Günther Hartmann nicht weit von dort sein Haus hatte. Das Gutshaus steht noch, ist aber völlig unbewohnbar. Vor einigen Jahren waren Günther und ich noch im Hause. Die Decken und Fußböden waren durchgebrochen, man konnte von unten durch die Stockwerke sehen. Günther meinte, dass mein „Renovieren“ sehr wenig Erfolg gehabt hat. Ich möchte das Haus heute als eine Halbruine bezeichnen. Ob das dazugehörige Gut noch bewirtschaftet wird, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. In Schnarchenreuth selbst suchte ich das Sägewerk von damals auf. Es steht noch, ist aber nicht mehr in Betrieb; man hat ein neues gebaut. Ich traf noch den alten Besitzer; er konnte oder wollte sich an nichts erinnern.

Vor längerer Zeit erfuhr ich, dass 1984 ein Treffen ehemaliger Wulkower in Berlin stattfand. Leider hatte der Arrangeur dieses Treffens, Klaus Scheurenberg, keine Adresse von mir, so dass ich an dieser Zusammenkunft nicht teilnehmen konnte. Auf diesem Treffen war immer wieder der Name Franz Stuschka gefallen, unser Peiniger und Sadist aus Wulkow. Es wurden Fragen gestellt: *Lebt Stuschka in Österreich? Wurde er zur Verantwortung gezogen?* Ein Journalist vom West-

deutschen Rundfunk / Fernsehen machte es sich zur Aufgabe, Stuschka ausfindig zu machen. Nach sehr umfassenden und zeitraubenden Recherchen stöberte er ihn in einer Wiener Vorstadt auf. Mit sehr großer Geschicklichkeit und noch mehr Geduld brachte er es fertig, ihn zu einem Interview vor die Fernsehkamera zu bringen. Dieses Interview wurde vom WDR im Jahre 1985 unter dem Titel: „**GESUCHT WIRD Franz Stuschka**“ ausgestrahlt. Ich hatte die Gelegenheit, ein Video von diesem Gespräch zu sehen und mir auch eine Kopie zu beschaffen. Es ist nach so langer Zeit erschütternd, diesen Mann noch einmal vor meine Augen zu bekommen.

Der österreichische SS-Obersturmführer Franz Stuschka wurde am 3. Juli 1910 geboren. Nach dem Anschluss Österreichs an Deutschland wurde er Mitarbeiter der „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“ in Wien, die Adolf Eichmann leitete. Stuschka wurde sehr schnell einer der engsten Vertrauten von Adolf Eichmann (was er sehr kläglich zu dementieren versuchte) und gehörte der gefürchteten Gestapo an. Die stechenden, durchdringenden Augen, die scharfe Mundpartie, es war Stuschka, wie ich ihn in sehr schlimmer Erinnerung habe. Z.Zt. des Interviews war er ein alter Mann von 74 Jahren, ein Eigenbrötler, der mit seiner Umwelt keinen Kontakt haben wollte. Er hauste in einer Gegend, die wie ein Abbruchgelände aussah. Die Fenster der Wohnung waren mit Sperrholz vernagelt, um jede Einsicht zu verhindern.

Zuerst war er nicht willig, vor der Kamera zu sprechen, aber zum Schluss gab er nach. Er verneinte kategorisch alle Anklagen. Er konnte sich an nichts mehr erinnern. Er wies alles als Unwahrheit und Dichtung zurück. Von so einem Mann, der eine Anzahl von Kameraden in den Tod geschickt hat, der sich nicht gescheut hat, uns mit seinem unglaublichen Sadismus zu schikanieren, von diesem Mann war nicht zu erwarten, dass er etwas zugibt oder jemals Reue an den Tag legt. In dem ganzen Interview wollte er immer wieder den Eindruck erwecken, dass er völlig unschuldig sei, dass alles, was ihm zur Last gelegt wurde, erfunden ist und er sich bemüht hätte, unser Leben in Wulkow auf eine „humane Weise“ zu gestalten. Eventuell war er z.Zt. des Gespräches bereits so senil, dass er alles durcheinander brachte oder er war noch durchtrieben genug, um seine Verbrechen als Hirngespinnste hinzustellen. Die These, „Die Opfer sind die Schuldigen, der Verbrecher ist unschuldig“, sollte für Stuschka gelten.

Es ist dokumentarisch belegt, dass er nach dem Kriege zu einer sehr langen Gefängnisstrafe verurteilt wurde, von der er 7 Jahre abgesessen hat. Stuschka behauptete immer wieder, er hätte nur die Befehle ausgeführt, die ihm aufgetragen wurden. Er handelte aber nicht nur nach Befehlen, seine Schandtaten basierten zum größten Teil auf eigenen Initiativen und das war bedeutend schlimmer. Wir, die er bis auf das Äußerste gepeinigt hat, wissen es besser.

Das Interview hat damals dazu beigetragen, ihm deutlich klarzumachen, dass es noch lebende Zeugen gibt, die seine ungeheuren Verbrechen nicht vergessen haben. Ob er heute noch lebt, ist fraglich. Mitleid für diesen alten Mann gibt es nicht, größte Verachtung und Abscheu sind das Einzige, was wir Überlebende empfinden.

Ich erfuhr auch, dass Stuschka aus dem Gefangenenlager in der Nähe von Salzburg einen Brief an unseren eigenen Bauleiter aus Wulkow geschrieben hat, worin er bat, ein sogenanntes „Führungszeugnis“ zu erhalten, in dem ihm u.a. bestätigt werden sollte, dass er immer human zu uns gewesen sei, sich für uns eingesetzt hätte und vielleicht auch noch andere Kameraden das bezeugen könnten. Als ich diesen Brief las, kochte wieder die Wut in mir auf, denn soviel Unverschämtheit und Frechheit hätte ich nicht für möglich gehalten.

Das Jahr 1995

Im Sommer dieses Jahres erhielt ich einen völlig unerwarteten Brief eines ehemaligen Lagerkameraden aus Wulkow. Er hatte meine Adresse in Schweden auf zuerst unverständliche Weise erhalten. Sein Name ist Jan Jecha, früher Hans Bernfeld. Es stellte sich heraus, dass ich mit ihm auf dem Schloss Heydrich war. Die Veranlassung seines Briefes war herauszufinden, von wem ich die Skizze unseres eigenen Lagers in Wulkow erhalten hatte, die er durch Zufall in seine Hände bekommen hatte. Er teilte mir auch mit, dass Anfang November 1995 ein Treffen ehemaliger Wulkower stattfindet, wo u.a. eine Gedenktafel in Hermersdorf sowie Gedenksteine in unmittelbarer Nähe des damaligen Wulkower Lagers enthüllt werden sollten. Für mich gab es keine Zweifel, an diesem Treffen teilzunehmen. Nach über 50 Jahren traf ich eine Delegation von sieben tschechischen Kameraden. Es gab ein herzliches Wiedersehen, wo es an Gesprächsstoffen nicht fehlte. Dieses Treffen arrangierte die RAA in Strausberg (Regionale Arbeitsstellen für Ausländerfragen, Jugendarbeit und Schulen e.V.) im Zusammenhang mit den „Jüdischen Kulturtagen Strausberg“. Außer der Enthüllung von Gedenktafel und -steinen hatte dieses Treffen auch einen anderen Zweck. Man bat uns als Zeitzeugen in benachbarten Oberschulen und Gymnasien über unsere Erlebnisse zu 15- bis 17-jährigen Schülern zu sprechen. Diese Bitte kam für mich völlig überraschend, ich war darauf nicht vorbereitet. Es folgten einige Veranstaltungen in Schulen, die mir lange in Erinnerung bleiben werden. Ich musste u.a. feststellen, dass der Bedarf an Aufklärung über die schwärzeste Zeit der deutschen Geschichte von unglaublichem Ausmaß ist. Ich war auch sehr überrascht über das große Interesse dieser Generation, mit der ich normalerweise keinen direkten Kontakt habe. Es ist verständlich, dass die heutige Jugend die persönlichen Berichte der Zeitzeugen vorzieht, denn sie glaubt nicht allzu viel dem geschriebenen Wort. Es gibt leider eine Reihe von gedruckten Berichten, teilweise auch aus den eigenen Reihen meiner ehemaligen Lagerkameraden, die sich nicht immer an die Tatsachen halten. Auch wenn ich Deutschland nur als mein Geburtsland bezeichne, so glaube ich, dass es notwendig ist, die heutige Jugend an die Vergangenheit zu erinnern und ihr eine Verantwortung dafür zu übertragen, dass sich das Geschehene nicht wiederholt.



Gedenkstein für das Außenlager Wulkow an der Straße von Wulkow nach Neuhardenberg, 1995

Im Jahr 1996 traf ich in Prag einen Teil meiner tschechischen Kameraden wieder, die unter sich ein zweimaliges Treffen pro Jahr arrangieren. Da mir bekannt ist, dass ein großer Teil meiner Wulkower Kameraden in den USA ansässig ist, setzte ich im Herbst desselben Jahres eine Suchanzeige nach meinen Kameraden in eine Zeitung, die auch von den ehemaligen Verfolgten in den Staaten gelesen wird. Es kam sofort eine Antwort von Heinz Frankenstein, dem oft zitierten ehemaligen „Brunnenbauer“ und resultierte in einem schnellen Besuch in New York. Der Wunsch wurde geäußert, ein Treffen der noch erreichbaren Kameraden in den USA zu arrangieren. Diese

Aufgabe löste Herbert Kolb auf eine besonders verdienstvolle Weise. Das Treffen oder die „Reunion“ fand im September 1997 in Paramus im Staate New Jersey statt und versammelte 14 Wulkower Kameraden, die trotz Alter und teilweise schlechter Gesundheit gekommen sind. Einige konnten aus gesundheitlichen Gründen nicht dabei sein, aber wir haben sie nicht vergessen.

Es mussten viele Jahrzehnte vergehen, um die Vergangenheit wieder aufleben zu lassen, eine sehr grausame Vergangenheit, mit der wir in unserem nachfolgenden Leben fertig werden mussten. Ich habe durch diese Treffen nicht nur alte Kameraden wiedergesehen, sondern auch neue Freunde gewonnen, was für mich so unendlich viel bedeutet. Ich hoffe, dass wir dieses Erlebnis noch einige Jahre genießen können.

Simrishamn (Schweden) zu Anfang des Jahres 2000
Walter Grunwald

Wichtige Daten während der Verfolgungszeit

1933

- 30.01. Hitlers Machtübernahme
- 27.2. Reichstagsbrand
- 27.3. Kündigung „nichtarischer“ Ärzte an Berliner Krankenhäusern
- 31.03. Hausverbot für „nichtarische“ Rechtsanwälte und Richter in den Gerichten
- 01.04. Organisierter Boykott „nichtarischer“ Geschäfte
- 10.05. Öffentliche Verbrennung von Büchern „undeutschen“ Inhalts auf dem Opernplatz

1935

- 25.07. Juden werden für „wehrunwürdig“ erklärt
- 17.08. Vorbereitung zur Anlegung einer „Judenkartei“
- 15.09. Nürnberger Rassengesetze

1936

- 23.06. Tötlichkeiten gegen Ausländer und Juden werden wegen der Olympischen Spiele (01. - 16.08.) verboten

1937

Intensivierung der Zwangsverkäufe („Arisierung“) jüdischer Geschäfte und Firmen
16.07. Beschränkung der Ausgabe von Reisepässen an Juden

1938

- 26.04. Registrierungspflicht für alle jüdischen Vermögenswerte
- 14.06. Kennzeichnung aller jüdischen Gewerbebetriebe
- 17.08. Verordnung über die Einführung der zusätzlichen Vornamen „Israel“ und „Sara“ (ab 01.01.1939)
- 05.10. Kennzeichnung jüdischer Reisepässe mit „J“
- 09. / 10.11. „Reichspogromnacht“ oder „Reichskristallnacht“
- 12.11. Erlass über die Zahlung einer „Sühneleistung“ in Höhe von 1 Milliarde Reichsmark
Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem Wirtschaftsleben
Verbot des Besuches von Theatern, Kinos, öffentlichen Veranstaltungen und Sportstätten
- 06.12. Verhängung des „Judenbanns“: Juden dürfen das Regierungsviertel in Berlin nicht mehr betreten

1939

- 30.01. Hitler kündigt im Falle eines Krieges die „Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa“ an
- 21.02. Verpflichtung für Juden, alle Edelmetallgegenstände und Schmuck abzuliefern
- 30.04. Aufhebung der Mieterschutzes für Juden
- 01.09. Deutscher Überfall auf Polen: Kriegsbeginn
- 23.09. Verpflichtung für Juden, ihre Radioapparate abzuliefern

1940

- 04.07. In Berlin dürfen Juden ihre Lebensmitteleinkäufe nur noch zwischen 16 und 17 Uhr tätigen
- 29.07. Entzug der Fernsprechanchlüsse

1941

- 07.03. Arbeitspflicht für Juden ab dem 14. Lebensjahr
- 31.07. Göring beauftragt Heydrich mit den Vorbereitungen für eine „Gesamtlösung der Judenfrage in Europa“
- 1.9. Verpflichtung zum Tragen des „Judensterns“ ab dem 6. Lebensjahr
- 1.10. Erste Deportation von Berliner Juden vom S-Bahnhof Grunewald aus in das Ghetto Lodz
- 23.10. Auswanderungsverbot. Einrichtung des ersten Berliner Sammellagers in der Synagoge Levetzowstraße
- 25.11. 11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz: Einziehung jüdischen Vermögens bei Deportation

1942

- 10.01. Verpflichtung zur Ablieferung von Pelz- und Wollsachen
- 20.01. Wannseekonferenz: Ministerialbeamte und NS-Funktionäre koordinieren die Maßnahmen zur sogenannten „Endlösung der Judenfrage“
- 15.05. Juden müssen ihre Haustiere zur Tötung abliefern

1943

- 27. / 28.02. „Fabrikaktion“: Verhaftung von ca. 15.000 jüdischen Zwangsarbeitern in Berlin und anschließend Demonstration von nichtjüdischen Ehefrauen und Angehörigen in der Rosenstraße. Freilassung von Juden in „Mischehen“
- 18.12. Verschickung von jüdischen Ehegatten aus nicht mehr bestehenden „Mischehen“ nach Theresienstadt

1944

Oktober Erfassung der jüdischen „Mischlinge 1. Grades“ und der sogenannten „jüdisch Versippten“ (Ehemänner von Jüdinnen) zur Zwangsarbeit bei der Organisation Todt und Deportation in Arbeitslager

1945

- März / April Letzte Deportation aus Berlin in das KZ Sachsenhausen
- 02.05. Befreiung Berlins
- 08.05. Bedingungslose Kapitulation aller militärischen Verbände. Ende des nazistischen Terrorregimes

Fazit

Nach gefundenen Transportlisten der Gestapo wurden aus Berlin 35.366 Personen nach dem Osten deportiert (Auschwitz, Birkenau, Treblinka etc.). Davon überlebten 324 Personen. 14.663 Personen wurden nach Theresienstadt deportiert. Davon überlebten 1728 Personen.

Totalsumme

50.029 deportierte Personen
 47.977 Personen gelten als verschollen oder verstorben
 2052 Personen überlebten, d.h. 4,10 %

Anhang: Familienbilder



Mein Vater als Offizier 1914 - 1918 und ich am 20. Januar 1922



Walter um das Jahr 1925



Mit meinen Eltern in der Pankower Wohnung, um 1927



**Oben: Die Familie in Kassel (Vater, die „Kleine Oma“, Tante Maria, Onkel Alfred, Walter und Tante Gertrud)
Unten: Ein Picknickausflug mit dem Auto**



Ich mit ca. 14 Jahren und meine Eltern, 1951